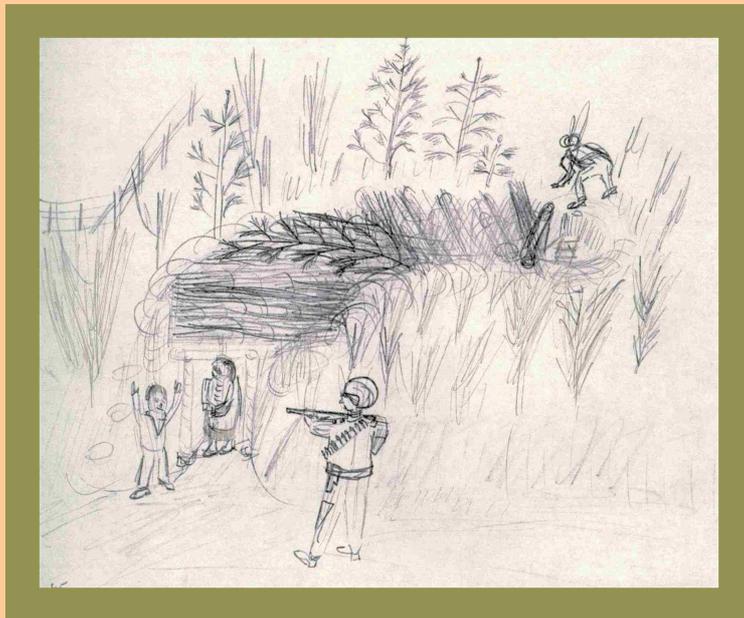


daunlots.

**internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs
am museum eslohe.**

nr. 66



Albert Stahl

(Mundart von Drolshagen):

Von Krieg zu Krieg

Hochdeutscher und Niederdeutscher Text

eslohe 2013



Impressum

Albert Stahl (Mundart von Drolshagen): Von Krieg zu Krieg. Hochdeutscher und Niederdeutscher Text. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 66. Eslohe 2013.
www.sauerlandmundart.de

(Bild auf dem Deckblatt Skizze von Albert Stahl, Einmarsch der US-Amerikaner 1945).

ALBERT STAHL

VON KRIEG ZU KRIEG

HOCHDEUTSCHER
UND
NIEDERDEUTSCHER TEXT
IN
DROLSHAGENER MUNDART

© 2013 Albert Stahl
Gestaltung und Satz: Albert Stahl

11.07.2013

EIN WORT VORAUSS

Um die Jahrtausendwende begann ich, Episoden aus meinem Leben – meine Erinnerungen, dazu die Erzählungen von Bekannten und auch Berichte aus der Literatur – aufzuschreiben. Einen prägenden Abschnitt in meinen frühen Erlebnissen stellt der II. Weltkrieg dar. Diesem widmete ich darum einen breiten Raum in meinen plattdeutschen Aufzeichnungen.

Als Hubertus Halfas, der Vorsitzende des Drolshagener Heimatvereins, Beiträge in dem Sammelband „Kriegszeit und Kriegsende im Drolshagener Land“ ordnete, schrieb ich von meiner Darstellung eine hochdeutsche Fassung.

In das später erschienene Buch „Dorfleben“, das eine Gegenüberstellung hochdeutscher und plattdeutscher Texte enthält, nahm ich daher nur die ursprünglichere Form auf.

In dieser Arbeit nun sind beide Ausgaben Seite für Seite zu vergleichendem Lesen vereinigt. Zur Veranschaulichung wurden weitere Details in Wort und Bild eingefügt.

Älteren Lesern möge diese Ausgabe eigene Erinnerungen auffrischen, den jüngeren sei sie auch Mahnung, acht zu haben und einzuschreiten, wenn Zeichen der Unterdrückung sich anbahnen.

Widerstehet den Anfängen,
nachher ist es zu spät!

Albert Stahl

MAHNUNG

„DIE IN DEN GRÄBERN RUHEN,
WARTEN AUF UNS, AUF UNS ALLE.

SIE WOLLEN GAR NICHT,
DASS WIR SIE HELDEN NENNEN.

SIE HABEN FÜR UNS
GEKÄMPFT,
GEZAGT,
GELITTEN.

SIE SIND FÜR UNS GESTORBEN.
SIE WAREN MENSCHEN WIE WIR.
ABER WENN WIR IN DER STILLE
AN DEN KREUZEN STEHEN,
VERNEHMEN WIR
IHRE GEFASST GEWORDENEN STIMMEN:

SORGT IHR,
DIE IHR IM LEBEN STEHT,
DASS FRIEDEN BLEIBE,
FRIEDEN ZWISCHEN DEN MENSCHEN,
FRIEDEN ZWISCHEN DEN VÖLKERN!“

(THEODOR HEUSS, 1. BUNDESPRÄSIDENT)

VON KRIEG ZU KRIEG



GRÄBERFELD NACH DEM 1. WELTKRIEG, TEILANSICHT

VON KRIEG ZU KRIEG

VOM 1. WELTKRIEG



In meinem Elternhause hing in der großen Stube über Jahrzehnte hinweg ein Bild von unserem Onkel Josef. Er zeigte sich dort in Uniform mit einer Mütze auf dem Kopfe. Eine Hand steckte in dem Koppel mit eingepprägter Krone am Schloss, die andere Hand berührte lässig ein verspieltes Tischchen. Er sah dem Betrachter in die Augen, aber nicht stolz und forsch, als ob er geradewegs auf Paris zu marschieren wollte, eher ernst und besorgt, jedoch nicht verzweifelt.

Damals am 7. Januar 1915 hatte er seinen Dienst in Mainz angetreten, gerade zwanzig Jahre alt. Zu Beginn des Monats März wurde er an die Front in Nordfrankreich, westlich des Argonnerwaldes zur Marne hin geschickt. Dort lagen sich Deutsche und Franzosen schon seit Monaten bei Wind und Wetter in verschlammten Schützengräben auf Sichtweite gegenüber.

Zermürbt wurden die Mannschaften durch stundenlangen Beschuss aus Kanonen. Vorteile hatte keine Seite, aber hohe Verluste. Mein Onkel Josef wurde bei einem Treffer der Artillerie mit Erde überschüttet und erstickte.

Er erlitt den „Heldentod“, er sei gestorben wie ein junger Gott, wollte man die Angehörigen glauben machen. Entsprechend ist auch der Totenzettel - wohl nicht von Vater oder Schwester – abgefasst.

Mit 7000 Kameraden – 4000 davon in einem Massengrab – liegt Onkel Josef auf dem Heldenfriedhof von Séchaud, einem von mehr als zwanzig großen Gräberfeldern aus dem 1. Weltkriege in Nordfrankreich. Sein Grab haben wir nicht besuchen können.¹

¹ Die Namen der gefallenen und vermißten Soldaten beider Kriege sind verzeichnet in der „Vereins- und Heimatgeschichte der Sankt Antonius-Schützenbruderschaft Iseringhausen“ 1998, Seite 335.

VAN KRIEG TAU KRIEG

VAM 1. WELTKRIEGE

In unsem Huuse hing op der Stallstuabe lange Johre en Biëld vam Onkel Jouseip. Me kunn en hie seihn in Saldotenuniform met Mütze, eïne Hand an diam Koppel met der Kroune op me Schluat, de andere Hand lachte op nem verspiëllten Disseltiën.

Hei sooch eïnem strack in de Ougen, abber nit stolz unforsch, as wenn hei im Hurra noh Paris marscheieren wüll, eïger erenst un besuarret, wann ouk nit vertriebelt.

Domols – am 7. Januar 1915 – haa hei sienen Deinst in Mainz aangetriaten, gerade twintig Johre olt. Anfang März koom hei an de Front in Nordfrankriech, wou siëck Dütsche un Franzousen monatelang in verschlammeten Schützengraben bie Wind un Wiar op Sichtwidde gëgenüübber lachtent. Dotau gehoorte stundenlanger Beschuß met Kanounenkugeln op beien Sieten.

Vüardeile haa keine Partei, abber Verluste! Onkel Jouseip woorte am 29. März 1915 bie nem Inschlag met Eere übberschutt un verstickete. Heldentod siëtt me dotau, gestuarreben as en junger Gott, welt se dei Angehörigen glöüben maken. In diam Sinne is ouk der Douenziëddel (wall nit van Vatter odder Süster) opgesatt. Met 7000 Kameroden – 4000 dovan in nem Massengrav – liëtt Onkel Jouseip op me Heldenfriedhof van Séchaud.

Dat is eïn van üübber twintig grouten Griaberfellern ut me eïsten Weltkrieg in Nordfrankriech. Sien Grav hent vie nüh beseuken künnen.

Jesus! Maria! Joseph!
„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist. Joh. XI. 25.“

✠

Nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse erlitt den Heldentod für das teure Vaterland der Jüngling

Joseph Bechheim,
Musketier im Reserve-Inf.-Reg. Nr. 87
12 Komp.

Geboren zu Halbhusten am 10. August 1894 trat er am 7. Januar 1915 in das Heer ein — freudig entschlossen, die Pflichten des Soldaten und Kriegers auf's treueste zu erfüllen, wie er auch daheim stets redlich bestrebt gewesen, ein guter, pflichttreuer Christ zu sein und seinen Altersgenossen ein gutes Beispiel zu geben. — Erst am 12. März in der Kampflinie westlich der Argonnen angetroffen, fand er schon am Abend des 29. März seinen Tod durch Verschütten im Schützengraben infolge eines feindlichen Granatschusses. — Alle, die ihn gekannt haben, zumal die Seinen werden ihm ein treues Andenken bewahren.

Er ruhe in Gottes heiligem Frieden!

VON KRIEG ZU KRIEG

KRIEGSWIRREN

Ein anderer Verwandter, mein Onkel Anton, war einige Jahre älter als sein Bruder, er hatte eine Braut in Gelsingen und wollte sie bald heiraten. Auch er musste nach Frankreich. In dem Unwetter, das die Soldaten in den Gräben zu ertragen hatten, erkrankte er an Mittelohrentzündung, wurde nach Hause entlassen und starb dort 1917. Er wurde zwar nicht zu den Helden gezählt, sein Grab aber konnte die Familie auf dem Iseringhausener Friedhof besuchen und pflegen. Er war nicht gern Soldat, er schrieb von der Front, sein Vater möge doch wieder eine Kriegsanleihe über 500 Goldmark zeichnen, damit ihm ein Sonderurlaub gewährt werde. Auf diese Art zog man den Untertanen den letzten Pfennig aus der Tasche.

So bezahlte das Volk dem Kaiser und seinen Generälen den Krieg, der mehrere Millionen junger Menschen dahinraffte.

FRONT IN NORDFRANKREICH

Wie es an der Front in Nordfrankreich zuging, schildert Josef Brüser,¹ Oberleutnant der Artillerie, von seiner Dienststelle vor Verdun in seinem Tagebuch.

Hier der Bericht vom Donnerstag, dem 2.XI. 1916:

„Das Feuer hält an, unsere Truppen auf Vaux haben auch einen schweren Standpunkt, weil der [Franzose] vom Douaumont hineinsehen kann. Das Fort ist [für uns] unhaltbar, es wird deshalb auch vormittags gegen 7 Uhr nach Räumung von Pionieren gesprengt. Die Franzosen haben das trotz der gewaltigen Detonation nicht gehört, sie schießen bis zum Abend mit schwerem Kaliber darauf. Wahrscheinlich stellen sie ihr Feuer erst auf unseren amtlichen Bericht hin ein.

So ist auch dieses Fort nach genau 5 Monaten wieder an den Feind abgetreten worden. Sauer wurde es am 2 Juni frühmorgens um 4 Uhr erworben und freiwillig geräumt am 2. November. Jetzt haben wir von den Befestigungswerken von Verdun nur noch den Hardoumont, auch seine Stunde dürfte geschlagen haben. Dann werden die Franzosen wohl zufrieden sein, sie können es auch, der Erfolg unserer teuren Offensive bei Verdun ist dahin, nur Teile der Woëvre Ebene halten wir noch. Besser wäre schon, wir hätten auch diese nie gesehen. Die Infanteriegräben sind voll Wasser, die Stollen müssen fortwährend leergepumpt werden, die Batteriestellungen spotten aller Beschreibung. Die Waldparzellen sind soweit dem französischen Feuer zum Opfer gefallen, ein Granattrichter liegt neben und in dem anderen, alle mit Wasser gefüllt.

¹ Josef Brüser, (1885-1962), damals Oberleutnant der Artillerie, später Landmesser in Drolshagen und erster Bürgermeister nach dem 2. Weltkriege.

KRIEGSWIRREN

Ein anderer Verwandter, mien Onkel Antiun, wor einige Johre öller as sien Brauer; hei haa ne Brut un wull siëck sere bestahn, muchte abber ouk noh Frankriech. In diam Unwiar, dat dei Saldoten in den Grabens uthollen muchtent, woorte hei krank, koom heime un sturrev 1917 an Mittelohrentzündunge. Dat tallte nit ase Heldendout, dofiür abber lachte hei op dem Kiarrekhuave in Iëserkusen, sien Grav woorte lange Johre gepfleget un besocht. Hei wor nit geren Saldote, hei schreiv van der Front, der Vatter sill noch es ne Kriegsanneihe iübbber 500 Goldmark teichnen, dann kreich hei Sonderurloub. Op diëse Art toug me den Lühn den letzten Penning ut der Tasche. Sou betahlte dat Viullick dem Kaiser un sienen Generölen den Krieg, dei viëlle Milliounen van jungen Lühn opgefriaten het.

Weiter aus dem Tagebuch von Josef Brüser:

Zahlreiche Pferde sind schon ertrunken. Ein Bild des Jammers ist es, wenn man morgens die [Kolonnen] zurückkommen sieht, bei keinem Pferd ist mehr die Farbe zu erkennen, über und über mit Schmutz bedeckt. Viele Fahrer kommen so bis zur Mühle in Etain und fahren dann durch den Mühlenteich, um ihre Tiere abzuspuhlen. Die Förderbahn geht zwar fast zu jeder Feuerstellung, wird aber andauernd durchschossen. Die Ausbesserung ist dann meistens nur notdürftig in dem Sumpf, ein Rollwagen mit Granaten kommt häufig an diesen Stellen zur Entgleisung und versinkt dann mitsamt der Munition. Auch Munitionswagen sieht man hier und da noch aus dem Sumpf hervorragen. Sie sind zum Teil vollbeladen. Auf diese Weise ist manche Granate erledigt.“ —

Käthe Kollwitz, „Trauernde Eltern“
auf dem Friedhof in Vladslo-Flandern,
wo alle in 25 638 deutsche Soldaten
bestattet wurden.

Insgesamt starben im 1. Weltkriege
10 000 000 Menschen

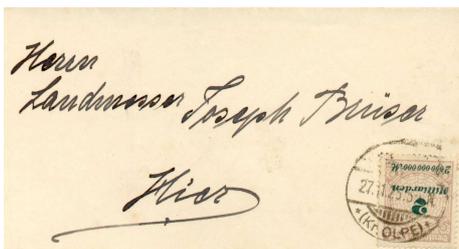


Dieser knappe Auszug aus den Eintragungen des Herrn Brüser belegt die Haltlosigkeit der später von bestimmter Seite propagierten Behauptung, die Front sei stabil gewesen, aber die Politiker in der Heimat seien durch Verhandlungen zum Waffenstillstand den Soldaten in den Rücken gefallen. (Dolchstoßlegende)

VON KRIEG ZU KRIEG

INFLATION

Unter der Bevölkerung wuchs die Armut erst recht, als nach dem Kriege das Geld an Wert verlor. Fast von Tag zu Tag musste man für ein Brot den doppelten Preis bezahlen. Es war sinnvoll, an Lohnzahltagen das Geld – vielleicht zehn Millionen – sogleich auszugeben. Vielleicht konnte man mit dem Gelde an diesem Tage einen Anzug kaufen, am nächsten Morgen etwa nur noch eine Hose. Deshalb wurde schließlich der Lohn täglich ausgezahlt.



Dieser kleinen Brief im Ortsverkehr trug am 27.11.1923 vorn eine Wert-Marke von 2 Milliarden, hinten (s. n. Seite) ursprünglich wohl 4 Marken zu je 500 Millionen.

Nun erhielt der Küster nach einer Aufstellung in den Kirchenbüchern zu Iseringhausen im Juli 1923 ein Entgelt von 18 000

Mark, im September bereits 85 000 000 (fünfundachtzig Millionen) und im Oktober 1 062 000 000 Mark (eine Milliarde zweihundsechzig Millionen), also sechzigtausendmal soviel wie im Juli. Das Porto für obigen Brief hätte er damit aber nicht bezahlen können.

Diese Inflation zählte zu den Kriegsfolgen, die auch in den Dörfern zu spüren waren, sie trafen den Bauern ebenso wie den Maurer. So war das sauer vom Mund abgesparte Geld plötzlich ohne Wert. Nur wer Schulden gemacht hatte, konnte diese leicht zurückzahlen. Aber Arbeiter und kleine Bauern hüteten sich damals, Darlehen aufzunehmen, denn das führte häufig zur Zwangsversteigerung von Haus und Hof. Auch das Geld für die Kriegsanleihen war dahin, der Staat gab kaum etwas zurück für die wertvollen Goldstücke. —

Als neues Geld, die Rentenmark, später umbenannt in Reichsmark, ausgegeben wurde, kam wieder mehr Ordnung in den Zahlungsverkehr. Aber bald danach fanden die Menschen keine Arbeitsstelle mehr, man zählte schließlich in Deutschland 12 Millionen Arbeitslose. – Um einigen dieser Menschen eine Beschäftigung zu geben und sie so von Demonstrationen abzuhalten, finanzierte der Staat ein Arbeitsprogramm. Zu uns in den Grund kamen große Gruppen von Männern aus dem Ruhrgebiet. Man brachte sie unter in Baracken und in einem Rohbau. Diese „Notstandsarbeiter“ sollten Straßen bauen. Sie mussten dicke Steine herbeischaffen, sie mit einem Hammer zu Schotter zerschlagen und auf dem Wege verteilen.

Auch viele Einheimische litten Not: „Unter dem Motto „Iserkusen für Iserkusen“ sammelte der Kirchenvorstand von Haus zu Haus Geld-, Kartoffel-, Getreide- und Kleiderspenden für die Bedürftigen.“ (Quelle s. n. Seite)

Bei solcher Not nimmt es nicht wunder, wenn Menschen auf Politiker hereinfließen, die ihnen das Blaue vom Himmel versprochen.

VON KRIEG ZU KRIEG

DE INFLATIOUN

Richtig arem woortent dei Lüh abber noh me Kriege, as dat Geld ut me Werte ging. Bolle jeiden Dag muchte me fiür den Inkoup et Dubbele utgiaben. Wann me den Louhn fiür de Arrebet kreig – flichts 10 Milliounen – dann muchte me dian fortens in't Geschäft drian. Van diam Gelle kunn me am selben Dah flichts nen Anzug koupem, am anderen Dah abber kreich me blous noch ne Butze. Diarrümme woorte schließlich der Louhn jeiden Dag utbetaht.

Dat Portou fiür nen Breif steig schließlich op 4 000 000 000 (veier Milliarden) Mark. (s. auch Vorseite) Im Juli 1923 kreig der Kiarrekenköster in Iëserkusen 18 000 Mark, im September alt 85 000 000 (fiefunachtzig Milliounen) un im Oktouber 1 062 000 000 RM (eine Milliarde tweiunsechzig Milliounen), also sechzigdousendmol sou viëll as im Juli. Dat Portou fiür dian Breif heh hei domet abber im November nit betahlen können.



Dat worent ouk Kriegsfolgen, dei spürte me sougar op me Duarrepe, der Buere sou giudd as der Mürer. Dat mannechmol suer vam Mund affgesparte Geld wor op-es nix meih wert. Blous wei Schulden gemaket haa, kunn dei lichte affbetahlen.

Abber der kleine Mann schüggete domols, op Pump te koupem, hei wußte, dat mannegmol dann am Enge de Versteigerung van Huus un Huav stund.

Dat Geld fiür de Krieganleihen wor ouk weg, der Staat goov bolle nix retour fiür dei wertviullen Goldstücke. As dat nigge Geld, de Rentenmark, opkoom – späer ümmegewandelt in Reichsmark – ging alles wiër geregelter tau. Abber nit lange! Do fungent de Lüh keine Arrebet meih, un me tallte 12 Milliounen Lüh ohne ständige Arrebet.

Me wull nu nem Deil van dian Lühn ne Beschäftigung giaben un sou Unruggen in den Stian ümmegohn. Diarrümme finanzeierte der Staat ne Arrebet in Landgemeinden. Bie uns in den Grund koment ganze Trupps ut dem Ruhrgebiet, dei wantent in Baracken un in nem Rohbau.

Der Staat satte se bie Noutstandsarrebeden in, sei sullent hie Strotten buggen, dat hett, sei muchtent dicke Steine herbieschaffen, dei met nem Hamer tau Schotter kleine schlohn un op dem Wia verdeilen.

Abber ouk dei Landlüh haant Nout: „Unger dem Mottou <Iserkussen fiür Iserkussen> sammelte der Kiarreken-Vorstand van Huus tau Huus Geld, Tufelen un Kleidunge fiür de Bedürftigen.“¹

Bie souviëll Nout an allen Engen bruket me siëck nit te wunderen, wann dei Lüh op Politiker rinfeilent, dei et Blohe vam Hiëmmel versprookent.

¹ Die Geschichte der Sankt-Antonius-Kirche zu Iseringhausen, von Helmut Freitag, (1959 verfaßt, ungedruckt) S. 7

AUFRÜSTUNG UND PARTEIAKTIONEN

Mitte der dreißiger Jahre ging es den Bürgern mit Hinsicht auf Arbeit und Geldmittel tatsächlich etwas besser. Und wer der „richtigen“ Partei beigetreten war, der bekam leicht eine Stellung an der Reichsbahn oder bei der Arbeitsfront. Damals musste – uns heute kaum verständlich – mancher Stelleninhaber seinen Posten abgeben, weil ein Parteigänger dies Amt für sich beanspruchte.

Schließlich hatten fast alle einen Arbeitsplatz, nur die Ergebnisse der Produktion zeigten stark in eine Richtung: Straßen, Grenzbefestigungen, Kasernen, Kanonen, Panzer, Transportfahrzeuge und auch Uniformen, feldgraue für die Soldaten und braune für Parteigenossen.

Andere wichtige Bereiche aber wurden vernachlässigt, etwa die Sorge um die Gesundheit der Dorfbewohner. Schulen verkamen, die Bildungsarbeit wurde durch Propaganda-Aktionen stark gehemmt.

Die neue Zeit zeigte sich bei uns mit einem neuen Gruß, mit dem „Deutschen Gruß“. Bei mir war er nicht eingeschliffen worden, wie eine Begebenheit aus dieser Zeit erkennen lässt:

Nachmittags auf dem Weg ins Nachbardorf kam ich am Feld eines Bauern vorbei. Hier wurden Kartoffeln geerntet, viele Erwachsene und Kinder waren fleißig bei der Arbeit. Ich kannte die Leute und rief ihnen freundlich: „Guten Tag!“ zu. Der Bauer antwortete nicht entsprechend, sondern fragte: „Wat siëtz du do?“ (Was sagst du da?) Ich wiederholte arglos den Gruß. Darauf der Bauer: „Weißt du nicht, wie das heißt? Was lernt ihr denn in der Schule?“

Eben dieser Mann schwang sich am Sonntag, wenn morgens hundert und noch mehr Menschen auf dem Weg zur Kirche waren, auf sein Fahrrad. Er wusste kaum vorwärts zu kommen, da die Kirchgänger die ganze Breite des Weges einnahmen, Autos störten damals noch nicht. Er musste jeweils läuten und so auf sich aufmerksam machen, damit die Fußgänger etwas rückten. Auf diese Weise überholte er viele Gruppen. Beim Vorbeifahren brachte er jedes Mal den Hitlergruß hervor. Eingeschüchtert grüßten die meisten Kirchgänger entsprechend zurück. Sie hielten sich an die Instruktion des Innenministers, die allgemein verbreitet wurde, auch im Kirchlichen Amtsblatt.¹

Dort hieß es: „Wer nicht in den Verdacht kommen will, sich bewusst ablehnend zu verhalten, wird daher den Hitlergruß erweisen.“

Auch hier zeigt sich, wie verbohrte und ohne Hemmungen den anderen Personen die eigene Meinung – oder die von der Partei – aufgezwungen wurde. Dem Radfahrer ging es ja nicht darum, schnell vorwärts zu kommen, er wäre zu Fuß auch noch rechtzeitig mit den andern in der Kirche gewesen.

¹ Erlaß des Innenministers des Reiches vom 16.8.1933, abgedruckt im Kirchlichen Amtsblatt Paderborn, 1933, Nr. 193.

OPRÜSTUNGE

UN WOU DE PARTEI VÜARGING

Et ging dem kleinen Manne Midde der diartiger Johre dann tatsächlich ouk etwas biatter, wat Arrebet un Geld anbelanget. Un wei in der „richtigen“ Partei wor, dei kreich en Stië vlichts an der Bahne odder bie der Arrebetsfront. Domols muchte ouk manneg einer sienen Posten affgiaben, weil en Parteigenosse an dei Stië wull. Schließlich haa bolle jeider ne Arrebet, blous wat dobie rut koom, sooch me, as et nit meih verheimliëket weren kunn: Stroten, Grenzbefestigungen, Kasernen, Kanounen, Panzer, Lastautos un ouk Uniformen – feldgraue fiür Saldoten un brune fiür Parteigenossen.

Fiür andere wichtige Opgoben fehlte et Geld, dei woortent vernohlötiget: de Suarre fiür de Gesundheit op me Duarrepe wor minimal, Schaulen verkoooment, de Bildungge beschränkte siëck op Propaganda.

Ut Bäkern van wichtigen Dichtern makete me houhge Fühöhüpe, groute Kunstwiarreke schlaug me kaputt un Tiedungen woortent verbuan, wann se nit de Parteimeinunge meldetent.

De nigge Tied zeigete siëck bie uns met nem niggen Gruß, met dem „Dütschen Gruß“. Dei ging mie nit van selebes iübbere de Tunge. Dat süht me an ner Geschichte, an dei iëck miëck erinnere:

An einem Nohmiddah ging iëck in dat Nohberduarrep. Op nem Felle am Wia makete en Buere met viëllen ölleren un jüngerer Lühn de Tufelen ut. Iëck kannte dei Lüh un reip ian fründlich „Giudden Dag!“ tau. Dei Buere goov mie nit dian Bescheid, abber hei frohte: „Wat siëtz du do?“ Iëck sachte noch es mienen Gruß. Do meinte hei: „Weist du nit, wou dat hett? Wat lehrent ih dann in der Schaule?“

Diar sellebe Buere satte siëck an Sunndahn, wann muarrens hundert un noch meih Lüh op me Wia in de Kiarreke worent, op sien Raad. Hei kunn blous langsam furtkommen, wiel dat dei Lüh brei iübbere den ganzen Wiag gingent, et stöerte se domols jou noch kein Auto. Hei muchte bie jeider Gruppe eiste schellen, domet se iamme en wiënnig Platz maketent. Op diëse Art iübberegualte hei manneg Troppe. Wann hei dann bie ian hiarfouherte, dann reip hei jeide Toure den Hitlergruß. Ingeschüchtert as de Lüh worent, grübetent sei dann ouk sou retour. Sei verheilent siëck sou, as dat der Innenminister vüarschreiv un allgemein bekannt gemaket woorte, ouk im Kirchlichen Amtsblatt.

Do stund: „Wei nit in den Verdacht kummen well, siëck bewußt aflehnd te verholen, dei werd wall biatter den Hitlergruß erwiesen.“

Ouk hie zeiget siëck wiër, wou me dickköppig un ohne Hemmungen den anderen Lühn de eigene Meinunge – odder dei van der Partei – optwingen wull. Diam Bueren op me Rah ging et jou nit drümme, flott vüaran te kummen, hei wör jou ouk te Faute noch rechttiedig met den anderen in der Kiarreke gewiast.

VON KRIEG ZU KRIEG

In der Schule hing das Führerbild über dem Lehrerpult gleich unter dem Kreuz. Das war nicht rein zufällig so. Gott, Führer und Lehrer bildeten eine Dreieckigkeit, und die Kleinen sollten sehen, wer hier etwas zu sagen hatte.¹

Ob der Schulrat in Olpe ähnlich verfügte wie sein Kollege in Lüdinghausen, ist mir nicht präsent. Dies Rundschreiben (in der Fußnote) lässt aber auch erahnen, welchem Druck die Lehrkräfte, insbesondere die Schulleiter, ausgesetzt waren.

Ob wir den Führer in der Schule besonders verehrt haben und das Bild morgens mit erhobenem Arm grüßten, ist mir nicht erinnerlich. – Einmal mussten wir uns unterhalb der Schule an der Fahnenstange aufstellen, das rote Tuch mit dem Hakenkreuz wurde hochgezogen, und wir hatten unsere Arme zum Gruß zu heben und das Horst-Wessel-Lied zu singen.

Die neuen Machthaber versuchten, alle Opposition zum Schweigen zu bringen. Bücher wichtiger Dichter verbrannte man öffentlich auf den Marktplätzen. Bedeutende Kunstwerke von Malern und Bildhauern zerschlug man, Zeitungen wurden verboten, wenn die Redakteure nicht die von der Partei vorgegebenen Richtlinien einhielten. Die neue Regierung unterdrückte jede andere Meinung.

Ihr waren auch Vereine suspekt, die nicht im Geiste der Partei geführt wurden. Der Iseringhausener Schützenverein wollte dem Druck ausweichen und schloss sich dem kirchlich orientierten Bund der Schützenbruderschaften an.

Doch durch diese vermeintliche Absicherung konnte der Verein die Auflösung nicht verhindern: Auf dem Schützenfest 1934 traten SA-Männer aus der näheren Umgebung auf, unterstützt von Sympathisanten aus den Reihen der hier untergebrachten Notstandsarbeiter, und provozierten eine Schlägerei.

Die Schuld suchte man aber allein beim Vorstand der Schützen. Nach langwährenden, harten Verhören wurde der Verein sodann – wie vorher geplant – am 2. Juli 1934 vom Landrat des Kreises Olpe aufgelöst.

¹ Auszug aus Peter Gabriel, Führerbild neben dem Kruzifix, in Jahrbuch Westfalen 1987, S. 70 ff, Aschendorff Münster 1986.

>Der Kreisschulrat

Lüdinghausen, den 24. 6. 1939

Rundschreiben 8/39

An die Herren Schulleiter des Kreises

Führerbild und Kruzifix:

(5.:) Dem Führerbild ist der gleichwertige Platz mit dem Kruzifix einzuräumen. Keinesfalls darf das Führerbild unter dem Kreuz hängen.<—

>Im Rundschreiben 2/1940 kommt G. noch einmal auf dies Thema zurück. „Durch Rundschreiben hatte ich die Anordnung getroffen, dass das Bild des Führers im Blickfeld der Schüler aufzuhängen, und das Bild des Führers in gleicher Höhe mit dem Kruzifix aufzuhängen sei. Verschiedene Lehrer(innen) haben diese Anordnung nicht befolgt. Letztmalig ordne ich dieses an. Der Schulleiter ist mir für die genaue Durchführung verantwortlich.“<

VON KRIEG ZU KRIEG

In unser Schauler hing dat Führerbiëld iübbber dem Lehrerpult direkt unger dem Krüze. Dat wor nit taufällig sou. Gott, Führer un Lehrer stokent sou te siën unger einer Decke, un dei Kleinen sullent seihn, wei ian wat te siën haa.

Of dei Schaulroot im Kreise Olpe ouk sou vüarging, as sien Kollege in Lüdinghuusen, weit iëck nit. Dat Schrieben (süh in der Fautnoute) zeigt abber ouk, wou me met den Lehrern, un besonders met den Schaulleitern, ümging.

Of vie den Führer besonders verehrt hent un dat Biëld muarrens met gestrecktem Aremen begrüßet hent, kann iëck nit meih siën. – An einem Dah muhtent vie uns hinger der Schauler an der Fahnenstange opstellen. Dat roue Dauk met dem Hakenkrüze woorte houhge getuan. Vie muhtent lange unsen rechten Aremen houhge hollen un dat



„Horst-Wessel-Leid“ singen.

Dei nigger Machthaber versochtent, alle Opposition utteschalten. Böüker van wichtigen Dichtern verbranntent se viür allem Viullik op den Marktplätzen. Groute Kunstwiarreke van Mölern un Biëldhauern schleig me kaputt, Tiedungen wortent verbuan, wann dei Redakteure siëck nit an dei van der Partei vüargegabenen Richtlinien heilent. De nigger Regeierunge ging giëgen jeide andere Meinunge aan. Vereine, dei nit nationalsozialistisch utgerichtet worent, nohm sei op et Koren.¹ Der Iëserkuser Schützenverein sochte Rückendeckunge bie der Kiarreke un wandelte den Verein ümme in eïne Bruderschaft. Abber ouk sou sullent sei noh dem Willen van der Partei nit meih lange bestohn: Op dem Schützenfeste 1934 sprungent SA-Männer ut der Giëgend im Zelte rümme un randaleiertent. Sei woortent ungerstützet van Gliëkgesinntun unger dian Noutstandsarbeitern. Sou ging et flott drunger un driübbber im Zelte. Schuld woorte abber blous biem Vorstand van den Schützen gesocht. Noh langem Hiën un Hiar woorte dei Verein – sou as dat geplant wor – am 2. Juli 1934 vam Olper Landroot opge löuset.²

¹ Vergleiche die Ausführungen in : Arnold Klein, Katholisches Milieu und Nationalsozialismus, Schriftenreihe des Kreises Olpe, Nr. 24

² Mehr darüber in: Vereins- und Heimatgeschichte, hrsg. von der St. Antonius Schützenbruderschaft Iseringhausen, 1998, S. 51.

VON KRIEG ZU KRIEG

Wie sehr die Parteigenossen um Anerkennung kämpften – insbesondere im kirchlich gebundenen Landevolk – und dreist-forsches Gebaren an den Tag legten, zeigt auch eine andere Angelegenheit:

Im Januar 1931, also zwei Jahre vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, wurde in Iseringhausen eine Volksmission gehalten. Einige zu diesem frühen Zeitpunkt schon eingeschriebene Parteimitglieder hatten bei der Beichte eben deshalb die Absolution nicht erhalten. Partei-Mitglieder schrieben am 15. Januar 1931 wegen der versagten Absolution an den Erzbischof Caspar Klein in Paderborn.¹ —

Auszug aus diesem Brief:

...“Wie es sich für einen guten Katholiken geziemt, nahm ich mit meinen Kollegen zusammen an der Heiligen Mission in Iseringhausen teil, um uns der Segnungen unserer hl. Kirche teilhaftig zu machen. Zum Schluss derselben legten wir nun alle die hl. Missionsbeichte ab und fragten bei dieser Gelegenheit, da in dieser Hinsicht die Meinungen sehr verschieden sind, den hochwürdigen Herrn Pater, ob es möglich sei, als Katholik der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei anzugehören. Das Eigenartige war nun, dass der betreffende Herr Pater uns die Absolution nur unter der Bedingung erteilte, dass wir sofort unseren schriftlichen Austritt aus der NSDAP erklärten.

... Es ist uns eigentlich unverständlich, dass die Spendung der übernatürlichen Gnade von der Politik abhängig gemacht werden soll.“

Ob der Bischof nun hinter der Aufforderung des Beichtvaters stand, ist mir nicht bekannt geworden. Die Aussage des Paters befand sich wohl im Einklang mit der Verfügung der Bischöfe der Paderborner Kirchenprovinz, die etwa zwei Monate später auch im Kirchlichen Amtsblatt erschien. (Kopie s. n. Seite)

Später änderte sich das Bild.

Als die NSDAP 1933 die Regierung bilden konnte, musste man wohl die Parteigenossen zulassen

In einer „Instruktion“ vom 29. März 1933, also nach der „Machtergreifung“, schreibt der Erzbischof: „Angehörige der nationalsozialistischen Bewegung und Partei sind wegen der Zugehörigkeit hinsichtlich des Sakramentenempfangs nicht zu beunruhigen,“...²

¹ Nach einer Durchschrift im Pfarrarchiv Iseringhausen, Band 8,

² Kirchl. Amtsblatt Paderborn, 1933, Nr. 58.

VON KRIEG ZU KRIEG

Wou starrek dei Parteigenossen siëck areg frech-drieste aanstrengetent, bie den Lühn op dem Lande, dei meistens kiarreklich gebungen worent, en Faut an de Eere te krien, zeiget ouk ne andere Begiabenheit:

Im Januar 1931, also twei Johre viür der „Machtergreifung“, woorte in Ieserkusen ne Volksmissioun affgehollen. Domols haant en paar ingeschriebene Parteigenossen bie der Bichte iabend diaswiagen de Absolutioun nit gekriën.

Sei schreibent in diër Saake an den Erzbischof Caspar Klein noh Paderborn. Sei drachtent iamme vüar, dat de Nationalsozialisten doch de gröttsten Giëgner vam Bolschewismus wörent. Un Mussolini, dei fiür Hitler Vüarbiëld wör, heh doch dem Papst gehullepen, dat hei endlich wiër frie im Vatikan liaben künn.

Of dei Bischof nu hinger der Opfiudderunge vam Pooter im Bichtestauhle stund, is mie nit bekannt geworen. Wat der Pooter gesacht haa, stimmete iübberein met der Verfügung van den Bischöfen in der Paderborner Kiarrekenprovinz, die etwa zwei Monate späer ouk im Kirchlichen Amtsblatt afgedrucket woorte.¹

Da jeder, der einer Partei beitrifft, das ganze Programm der Partei und die Arbeit in ihrem Geiste unterstützt, so ist für katholische Christen die Zugehörigkeit zur N. S. D. A. P. unerlaubt, „solange und soweit sie kulturpolitische Auffassungen kundgibt, die mit der katholischen Lehre nicht vereinbar sind“.

Paderborn, den 10. März 1931.

Die Bischöfe der Paderborner Kirchenprovinz:

‡ Caspar, Erzbischof von Paderborn
† Josef Damian, Bischof von Fulda
† Nikolaus, Bischof von Hildesheim.

Abber späer änderte siëck dat Biëld. As dei NSDAP 1933 de Regeiërunge stallte, muchte me wall dei Parteigenossen taulooten.

In einer „Instruktioun“ vam 29. März 1933, alsou noh der „Machtergreifung“, schriebet der Erzbischof: „Aangehörige van der natioalsozialistischen Bewegung odder van der Partei sall me in Rugge tau den Sakramenten gohn looten.“

¹ Kirchliches Amtsblatt, Stück 4, 28. 3.1931, hier S. 42

VON KRIEG ZU KRIEG

DIE PARTEI REGIERTE NUN ÜBERALL HINEIN

Die NSDAP beschneidet die Rechte der Kirche, obwohl man diese in dem Konkordat 1933 anerkannte. Um vermutete Gegner des Regimes frühzeitig ausschalten zu können, überwachte man auch die Geistlichen und schrieb verfängliche Predigttexte mit.

Der Pfarrvikar Heinrich Willeke (*17.02.1904 in Lichtenau-Henglar bei Paderborn, geweiht 15.03.1931) wurde am 12. Juli 1931 in Iseringhausen eingeführt.

Es gab mehrfach Unstimmigkeiten. Eine Streitsache sei hier näher beleuchtet:

Das Paderborner Generalvikariat schickte an Vikar Willeke die Abschrift eines Briefes der NSDAP-Gauleitung Westfalen-Süd mit dem Ersuchen, zu dem Bericht der Gauleitung Stellung zu nehmen.



„Der Gauleiter

Bochum, den 04. Oktober 1933

An das Generalvikariat der Erzbischöfl. Behörde Paderborn

Die Kreisleitung Olpe hat mit Schreiben vom 29. Sept. über den Vikar Willecke in Iseringhausen/Westf. Beschwerde an mich eingereicht. Ich lasse im Nachfolgenden die Erklärung wörtlich in Abschrift zu Ihrer Kenntnis gelangen und bitte von dort aus die notwendigen Schritte zur Bereinigung der Sache einzuleiten:

"NN aus N erscheint heute bei der Kreisleitung und erklärt folgendes: Am Samstag, dem 9. September ging ich zu Vikar Willecke in Iseringhausen, um ihn zu einer am folgenden Tage stattfindenden Versammlung der NSDAP, in welcher von Herrn Dr. Zillgens in Dortmund über das Konkordat referiert werden sollte, einzuladen.

(Fts. n. Seite)

VON KRIEG ZU KRIEG

DE PARTEI MISCHETE SIËCK IN ALLES IN

Doch nit lange donoh mischete siëck de NSDAP in alles in un kappete de Rechte van der Kiarreke, diar de Regeiërunge im Konkordat vam selben Johre viëlle Rechte taugespruaken haa. Viëlle Geistliëcke worent der Partei nit linientreu genau. Diarrüme schreiv me Priaddigen in der Kiarreke met.

Der Pfarrvikar Heinrich Willeke (*17.02.1904 in Lichtenau-Henglarn bei Paderborn, geweiht 15.03.1931), dei am 12. Juli 1931 noh Iëserkusen koom, wor der Partei nit recht. – Et goov Unstimmigkeiten:

Fortsetzung von der Vorseite:

Vikar W. lehnte die Einladung ab und erklärte, dass es überhaupt nicht statthaft sei, über derartige Dinge heute schon zu sprechen, da das Konkordat noch nicht ratifiziert sei und infolgedessen auch noch nicht bestehe.

Auf meine Vorhaltungen, dass doch die Presse bereits über den Abschluss des Konkordates berichtet habe, erklärte Vikar W: in der Zeitung steht so viel. Das ist nicht alles Evangelium'. Er wollte sogar unter allen Umständen die Versammlung unterbunden wissen und erklärte, die Verhandlungen schwebten noch über das Konkordat und es bestände die Möglichkeit, dass unter Umständen beim Scheitern der Verhandlungen ein offener Konflikt zwischen Kirche und Staat ausbrechen würde. Schließlich setzte er sich, da ich ihm erklärte, dass unter keinen Umständen die Versammlung verschoben werden könnte, auf meine Veranlassung hin mit dem Pfarrer Kleeschulte in Drolshagen telefonisch in Verbindung. Von diesem wurde dem Vikar dann gesagt, er möge der Versammlung kein Hindernis in den Weg legen.

Auf dem Wege zum Telefon sagte mir Vikar W. u.a. dass die Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung noch hinter ihm stehe und sich nicht eher zum Nationalismus bekennen werden, als von ihm die Sache gefördert würde.

Am letzten Sonntag, dem 17. September, befand sich vor der Kirche an einem Masten ein Plakat von der Arbeitsspende mit der Aufschrift: 'Wer nicht mithilft, ist unser Feind. Gebt zur Arbeitsspende!'

Dieses Plakat wurde nach der Frühmesse von dem Kirchenküster Hubert Schneider, Iseringhausen, der extra dieserhalb aus der Sakristei herauskam, entfernt und mitgenommen. Die Entfernung erfolgt auf Anordnung des Vikars, der auf Befragen dem Bruder des Unterzeichneten gegenüber äußerte: dieses Plakat könne er niemals, auf dem Kirchplatz dulden, da die Aufschrift gegen die katholische Moral verstoße, die ja die Nächstenliebe predige.

... Ich möchte noch erwähnen, dass vor einiger Zeit der Vikar W. dem Pg. SA-Mann N. aus Eichen, der für die nationale Arbeit sammelte, erklärte: Bleiben Sie mir bloß hier aus meinem Bezirk heraus. Ich kann das Geld ganz gut für gemeinnützige Arbeitszwecke gebrauchen." Bei jeder Gelegenheit kann man feststellen, dass der Vikar W. heute noch die Leute von der NSDAP abzuhalten sucht. ...

Heil Hitler,
gez, Wagner, Gauleiter

VON KRIEG ZU KRIEG

Es ist dabei zu beachten:

Zum Konkordat: Am 09. September 1933 wurde der Vikar zur Versammlung eingeladen, am 10. September 1933 sollte dieses Treffen stattfinden.

Im Reichsgesetzblatt¹ heißt es: „Der Austausch der Ratifikationsurkunden hat am 10. September 1933 in der Vatikanstadt stattgefunden. Das Konkordat und das Schlußprotokoll sind gemäß Artikel 34 des Konkordats am 10. September 1933 in Kraft getreten. Berlin, den 12. September 1933“

Das Konkordat war also an diesem Samstag vor dem Versammlungstage so gut wie gültig. Vikar Willeke hatte formal recht, es war noch nicht veröffentlicht. Was aber mehr besticht, ist die Eile, die Überhastung der Parteibasis, diese Übereinkunft zu thematisieren.

Dazu schreibt Professor Hubert Wolf²: „Immerhin verschaffte es [das Reichskonkordat] der Regierung Hitler ihren ersten völkerrechtlich relevanten Vertrag und einen nicht unbeträchtlichen außenpolitischen Erfolg. Wenn sich schon der Heilige Stuhl als unumstrittene moralische Macht nicht zu gut war, mit den Nationalsozialisten Verträge abzuschließen, dann konnte es auch für säkulare Staaten kein Hindernis geben.“

Der innenpolitische Erfolg war wohl noch größer: Die Übereinkunft förderte bei der Bevölkerung die Bereitschaft, die Partei und Hitler zu unterstützen. Darum auch die Hast bei den Parteigenossen, über das Konkordat zu sprechen.

Arbeitsspende: Lehrer Helmut Freitag schreibt³ in diesem Zusammenhang: „In der allgemeinen großen Not vor Beginn des Winters 1930/31 konnten die Amtsverwaltungen des Kreises nur wenig helfen. Es gab im Deutschen Reiche 3 500 000 Arbeitslose, ihre Zahl stieg von Tag zu Tag. Da mussten die Kirchengemeinden helfen. Unter dem Motto: „Iserkusen für Iserkusen“ sammelte der Kirchenvorstand von Haus zu Haus Geld-, Kartoffel-, Getreide- und Kleiderspenden für die Bedürftigen.“

Auf Betreiben der hiesigen Nationalsozialisten wurde Heinrich Willeke am 27. Juni 1935 nach Benhausen bei Paderborn versetzt. Die Kirchenleitung vermied so die offene Konfrontation. – Heinrich Willeke war später Pfarrer in Dortmund und ist am 05.03.1950 in Witten gestorben.

¹ Reichsgesetzblatt von 1933, II, 679 ff

² Hubert Wolf, Die Archive des Vatikan und das dritte Reich, Beck-Verlag, 2008, S. 200

³ Helmut Freitag, Geschichte der Sankt-Antonius-Kirche zu Iseringhausen, 1959, hektografiert

Me mutt dobie kloorstellen:

Tau dem Konkordat:

Am 09. September 1933 woorte der Vikar tau diar Versammlunge ingeladt, am 10. September 1933 wullent sei siëck triapen.

Im „Reichsgesetzblatt“ steiht geschriëben: „Dei Ratifikatiounsurkunden sind am 10. September 1933 in der Vatikanstadt utgetuschet woren. Dat Konkordat un dat Schlußprotokoll sind noh Artikel 34 vam Konkordat am 10. September in Kraft getriaten. Berlin, den 12. September 1933“

Dat Konkordat wor also an diëm Sunnobend fiür dem Dah van der Versammlunge sou giudd ase gültig. Der Vikar Willeke haa der Fuarrem noh wall recht, et wor noch nit öffentlich gemaket. Wat abber noch meih opfällt, is dei arege Iële, dei i-üüberdrüebene Hast, met diar de Parteigenossen dat Affkommen tüsser NS-Staat un Vatikan an de Lüh brengen un bespriaken wullent.

Dotau schriebet Professor Hubert Wolf: „Immerhin verschaffete et [dat Reichskonkordat] der Regeierunge Hitler iarren eisten Vertrag im iübbernationalen Recht un en nit geringen Gewinn in der Buutenpolitik. Wann siëck alt der Heilige Stauhl ase ne aanerkannte integere Macht nit tei giudd woor, met den Nationalsozialisten iübbereinkommen te beschluuten, dann kunn et ouk fiür dei weltlichen Staaten keinen Grund giaben den NS-Staat te schnien.“

Dat wor ouk en innenpolitischer Gewinn: Dat Kiarreke un Staat siëck einig woorrent, hullep, dat viëlle Lüh nu de Partei un Hitler ungerstützetent. Diarrümme ouk dei Hast bie den Parteigenossen, iüüber dat Konkordat te spriaken!

Tau der Arbeitsspende:

Lehrer Helmut Freitag schriebet dotau: In der allgemeinen Nout viür dem Winter 1930/31 kunnent dei Amtsverwaltungen im Kreise blous wiënnig hellepen. Et goov im Düütschen Rieke 3 500 000 Lüh ohne Arrebet, un dei Tahl steig van Dag tau Dag. Do muchte de Kiarrekengemeinde hellepen. Unger dem Mottou: „Iserkusen fiür Iserkusen“ sammelte der Kiarrekenvorstand van Huus tau Huus Geld-, Tufelen-, Koren- un Tüüchspenden fiür Lüh in Nout.“

Dat woor gewiß ouk 1933 noch sou. Diarrümme wull der Vikar de Spenden im Duarrepe hollen.

Pfarrvikar Heinrich Willeke woorte am 27. Juni 1935 noh Benhausen bie Paderborn versatt. Sou ümmeging me im Erzbistum den uapenen Striet.

Heinrich Willeke wor späer Pfarrer in Dortmund und is am 05.03.1950 in Witten gestuarreben.

VON KRIEG ZU KRIEG

Sein Nachfolger Pfarrvikar Walter Scharlewski wurde im Sommer 1937 nach Protesten wegen der zwangsweisen Auflösung der Jugendverbände zu einem Verhör bei der Gestapo nach Dortmund vorgeladen. Dort soll er sich mit einer Reihe von Orden aus dem 1. Weltkriege vorgestellt haben. Es wird erzählt, die Beamten hätten vor ihm „stramm gestanden“. Er kam unbeschadet nach Iseringhausen zurück. Später (1941) wurden geschlossene Prozessionen außerhalb des Kirchengrundstücks und Wallfahrten verboten.

Der Pfarrvikar durfte nicht zu einer Prozession einladen oder selbst mitgehen. Das betraf auch den bekannten „Ümmegang“. Die Männer in der Kirchengemeinde aber standen zu dem Gelöbnis ihrer Vorfahren. Sie gingen den Weg in kleinen Gruppen zu etwa sechs Personen und immer in einem gewissen Abstand zu den andern.

In einem Jahre haben wir zu Hause beobachtet, wie die Halbhustener Männer ins Dorf zurückkamen: Der Himmel verhangen durch dunkle Regenwolken, die Männer in ihren besten Anzügen, sie gingen gemessenen Schrittes, aufrecht und stolz, – meinten wir – weil sie Bekennermut bewiesen hatten.

Seitdem hatte der Umgang auch Jahre später noch einen besonderen Nimbus. Er stiftet Gemeinschaft und zeigt Ideale, hat neben der religiösen Ausrichtung auch eine politische Komponente.

Letzteres war gewiss auch damals schon der Hintergrund für das Verbot der Umzüge. Es sollten sich nicht die Massenbewegungen aus der Anfangszeit des „Dritten Reiches“ wiederholen. So versammelten sich am 11. Juni 1934 etwa zehntausend Männer an der Kapelle zur Dörnschlade und hörten der Predigt des Erzbischofs Caspar Klein zu. Aufmärsche durfte später nur die Partei organisieren und dabei die Menschen in ihrem Sinne beeinflussen.



Ursprünglich hatte die Kirche keinen Glockenturm.

Dieser wurde zur Zeit von Vikar Willeke 1933

in Eigenleistung errichtet. Damals entstand auch das Vereinshaus und die Vikarie bei der Kirche. Die Steine wurden im kircheneigenen Bruch am Weg nach Hillmicke gebrochen.



VON KRIEG ZU KRIEG

Pfarrvikar Walter Scharlewski *1876, dei dann noh Iëserkusen koom, protesteierte as de Gestapo den Jünglingsverein oplöüsete un de Akten metnohm. Hei muchte dann noh Dortmund tau me Verhör. Do sall hei siëck met ner Riggel van Orden ut dem 1. Weltkriege vüargstallt hen.¹ Me vertellt, dei Beamten heent „stramm gestangen“. Hei koom dann ohne Schaden in den Grund retour.

Späer (1941) worent ProzeSSIONen schließlich blous noch op me Kiarrekengrundstücke erlöübet. Der Pastouer woorte bespitzelt, hei kreïch Iarreger, wann hei tau der ProzeSSION inlatte odder sellebes metging. Dat betroop ouk dian bekannten „Ümmegang“.

Dei Mannslüh leitent et siëck abber nit niammen, dat olle Gelöbnis te hollen. Sei gingent tau en paar Mann, vlichts en hallev Dutzend, un in nem gehörigen Affstand tau den anderen Gruppen.

Ein Jahr hent vie te Heime opgepasset, wou dei Hallevkuser biem Krüze ropp kooment: der Hiëmmel düster van Rianwolken, dei Mannslüh in giuddem, schwarten Tüch, sei gingent bedächtig, oprecht stolz – , weil sei Bekennermut bewiësen un siëck nit sou einfach haant ungerkrien looten.

Siet diamme het der Ümmegang ouk jetz noch en besonderen Nimbus, hei stiftet Gemeinschaft un zeigt Ideale, het niaber der religiöüsen Utrichtung ouk ne politische Opgobe.

Hie wor siëcker ouk der Grund te seuken fiür dei Inschränkung van Ummegängen. Dei Parteigenossen wullent sou ouk groute Opzüge tau Wallfahrtskiarreken verhingern, as dat direkt noh 1933 üblich wor. Sou versammeltent siëck am 11. Juni 1934 bie tiëhdousend Mannslüh op der Dörensclah un hoortent de Priaddige vam Erzbischof Caspar Klein aan. Opmärsche duurte späer blous de Partei organiseieren un dobie de Lüh in iarrem Sinne beinflussen.



¹ Walter Scharlewski war von 1915-1918 Divisionspfarrer und erhielt u. a. folg. Auszeichnungen: Das Eisernes Kreuz I. und II. Klasse, das Ritterkreuz des Kaiser-Franz-Josef-Ordens in Gold, den Bayerischen Militärverdienstorden IV. Klasse, das Frontkämpferabzeichen, das Verwundeten-Abzeichen. (nach Helmut Freitag, S. 8)

PLANWIRTSCHAFT UND SAMMLUNGEN

Die Dorfbewohner merkten von den Umtrieben in den Städten kaum etwas, man hielt sie unwissend. Auf dem Land spürte man die neue Zeit an der Planwirtschaft: Jedes Tier im Stalle, jedes Pfund Hafer und jeder Zentner Kartoffeln musste alle Jahre – häufig auch noch zwischendurch – in Statistiken angegeben werden. Es wurde den Bauern vorgeschrieben, wie viele Tiere und Feldfrüchte sie abliefern mussten.

Die neue Zeit merkte man auch an den vielen Sammlungen der Hitlerjugend und der SA-Männer auf offener Straße oder auch an den Haustüren. Der eine sammelte für die Mütter, der andere für das „Winterhilfswerk“, einer für KDF (Kraft durch Freude), einer für Führers Geburtstag. Jeder erste Sonntag im Monat galt als Eintopf-Sonntag. Es sollte also einfach gekocht und das vielleicht eingesparte Geld abgegeben werden. Dazu erschienen Parteigenossen an den Haustüren, einige besonders dreiste Männer kamen in die Küchen und hoben sogar den Deckel vom Topf auf dem Herd. Die Bewohner wurden allenthalben eingeschüchert.

In den Kriegsjahren mehrten sich die Sammlungen. Die Führung hoffte, Russland in einem Blitzkrieg zu erobern. (Der Feldzug begann am 22. Juni 1941) Darum hatte man die Soldaten ohne Winterausrüstung nach Osten geschickt. Weil der Plan nicht aufging, mussten eilig dicke Socken, Winterwäsche, Pullover und Ohrenschützer gespendet werden.

Niemand konnte sich da abseits stellen, weil er dann als Volksfeind abgestempelt wurde. — Nur, als die Kleidung an der Front ankam, waren viele Soldaten bereits erfroren.

MUSTERUNG UND WEHRPFLICHT

Damals Mitte der dreißiger Jahre setzte sich die Regierung über Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages hinweg und rief die „Allgemeine Wehrpflicht“ aus. Nun mussten junge Männer zur Musterung gehen, sie wurden in Listen erfasst und auf Tauglichkeit untersucht. Daraus machte man einen Festtag. Abends wurden die neuen Soldaten auf Pferdewagen, geschmückt mit Birkengrün und bunten Bändern, ins Dorf zurückgeholt. Das musste wohl auch so sein, weil die Gemusterten nicht mehr fest auf den Beinen stehen konnten.

Wer bei den Untersuchungen „tauglich“ geschrieben wurde, musste „aktiv dienen“. Diese ausgebildeten Soldaten hatten später als Erste Kriegsdienste zu leisten.

Diese Musterungsfeiern durfte man nicht kritisieren. So hatte später, bereits im Kriege, ein Pastor im Wendener Land bei der Predigt erwähnt, die Menschen sollten doch nachts nicht so närrisch lärmern, während andere um ihre gefallenen Soldaten trauerten. Daraufhin erhielt er eine Anzeige wegen Wehrkraftzersetzung. Die Betrunknen kamen ja von einer Musterung.

PLANWIRTSCHAFT UN SAMMELUNGEN

Der kleine Mann bie uns miërreketete dovan et meïste nit, dei woorte dumm gehollen. Hei spüerte de nigge Tied, de Planwirtschaft, weil jeïdes Diër im Stalle, jeïdes Pund Haber un jeïder Zentner Tufelen alle Johre – un ouk noch tüssendiürrrech – in Statistiken angegiaben weren muchte. Et woorte ouk genau viüargeschrieben, wat hei an Diëren un Früchten vam Felle affliëbbereren muchte.

Dei Lüh miërreketent et ouk an dian viëllen Sammelungen van Hitlerjungen un SA-Männern op Plätzen odder an den Huusdüären. Dei eine sammelte fiür de Mütter, der andere fiür et Winterhilfswerk, der eine fiür KFD (Kraft durch Freude) un der andere wull dat Geld fiür Führers Geburtdag. Jeïden Monat goov et einen Eintopf-Sunndag. Dat bie diam einfachen Iaten ingesparte Geld sull me spenden. Do koment dei Parteigenossen in de Hüüser un sammeltent, ganz freche houvent sougar den Deckel vam Iatenpote op me Herde un soogent noh, of me siëck an den Opraup gehollen haa. Dei Inwanners woortent allenthalleben ingeschüchtert.

Im Kriege kooment noch Extra-Sammelungen dobie fiür de Saldoten. De Führungge huapete, Rußland ouk in nem Blitzkrieg te erobereren. (Dei Feldzug fing aan am 22. Juni 1941.)

Diarrüümme haa me dei Saldoten ohne Wintertüg noh Rußland geschicket. Weil dei Plan abber nit opging, muchte me jetz iëlig dicke Söcke, Winterwäsche, Pullover un Ohrenschützer spenden. Do kunn siëck keiner viür düggen, wei nix goov, wor en Volksfeind. Blous, as dei Saken in Rußland aankoment, worent viëlle Saldoten alt verfruaren.



ZIEHUNGE UN WEHRPFLICHT

Domols, Midde der diartiger Johre, goov et noch keine Saldoten bie uns, abber dei Allgemeine Wehrpflicht woorte dann utgeraupen. Me miërreketete et, wann de Musterungen aangesatt worent. Dorut makete me jeïdesmol en Fest. Op dem Perewagen – met Maibüschen un bunten Papierstriepen geschmücket – guallte me dei niggen Saldoten obends in et Duarrep. Dat muchte wall sin, weil dei Gemusterten nit meih feste op den Beinen stohn kunnent. Dogiëgen duurte me ouk nix siën. Wei domols „tauglich“ geschriëben woorte, muchte aktiv deinen un wor bie den Eïsten, dei in den Krieg kooment.

Do haa späer, alt im Kriege, en Pastouer in nem Duarrepe im Wenschen bie der Priadigge geschannt, dei Lüh süllent doch nachts nit sou döllern, andere truertent doch ümme iarre gefallenen Saldoten. Dorophiën kreïch hei ne Anzeige wiagen Wehrkraftzersetzung; dei Besuapenen worent jou op ner Musterunge gewiast.

VON KRIEG ZU KRIEG

POLIZEISTAAT

Im Reichsgesetzblatt Nr. 17 vom 28. Februar 1933 wurde die „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“ veröffentlicht.

In Paragraph 1 heißt es:

„Es sind daher Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechtes der freien Meinungsäußerung, einschließlich der Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechts, Eingriffe in das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis, Anordnungen von Haussuchungen und von Beschlagnahmen sowie Beschränkungen des Eigentums auch außerhalb der sonst hierfür bestimmten gesetzlichen Grenzen zulässig.“

Für den 1. April des Jahres wurde von der NSDAP aufgerufen zu einem Boykott jüdischer Geschäfte. Ihr Wahlspruch lautete: „Deutsche, wehrt euch! Kauft nicht bei Juden!“ In Olpe gab es das Kaufhaus Lenneberg in der Kölner Straße, das von den Bürgern gern besucht wurde. Hier standen SA-Männer als Wachen. So sollten die Käufer eingeschüchtert und vom Kauf abgehalten werden. Wer hineinging, wurde als Feind der Partei angesehen. Das Geschäft musste die Familie später aufgeben und unter Preis veräußern. (Kaufhaus Heuer, Kaufhaus Hansa)



(Hier ein Photo aus einem anderen Orte)

Dieser Hass auf die Deutschen jüdischen Glaubens führte schließlich zu den Ausschreitungen in der „Reichskristallnacht“ 1938. Damals demolierten auch Olper Parteigenossen die Wohnungen der jüdischen Mitbürger und warfen beim Kaufhaus sogar den Hausrat der Familie aus dem oberen Stockwerk auf die Straße.

VON KRIEG ZU KRIEG

Der Hass gegen die deutschen Staatsbürger jüdischen Bekenntnisses führte zur Verdrängung dieser Leute aus dem Geschäftsleben und auch aus den Verwaltungen. Sie konnten nur noch mit dem Judenstern vor die Haustür gehen, waren allerhand Beschränkungen unterworfen und ihres Lebens nicht mehr sicher. Mehrere Millionen hat man schließlich in den Konzentrationslagern, in den Vernichtungsanstalten, umgebracht.

„**Polizeiverordnung** über die Kennzeichnung der Juden Verordnung vom 1. Sep. 1941 (Reichsgesetzblatt I S. 547)

Auf Grund der Verordnung über die Polizeiverordnungen der Reichsminister vom 14. November 1938 (Reichsgesetzbl. I S. 1582) und der Verordnung über das Rechtsetzungsrecht im Protektorat Böhmen und Mähren vom 7. Juni 1939 (Reichsgesetzbl. I S. 1039) wird im Einvernehmen mit dem Reichsprotector in Böhmen und Mähren verordnet:



§ 1 (1) Juden (§ 5 der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 - Reichsgesetzbl. I S. 1333), die das sechste Lebensjahr vollendet haben, **ist es verboten, sich in der Öffentlichkeit ohne einen Judenstern zu zeigen.**

(2) Der Judenstern besteht aus einem handtellergrößen, schwarz ausgezogenen Sechsstern aus gelbem Stoff mit der schwarzen Aufschrift "Jude". Er ist sichtbar auf der linken Brustseite des Kleidungsstücks fest aufgenäht zu tragen.

§ 2 Juden ist es verboten

- a) den Bereich ihrer Wohngemeinde zu verlassen, ohne eine schriftliche Erlaubnis der Ortspolizeibehörde bei sich zu führen;
 - b) Orden, Ehrenzeichen und sonstige Abzeichen zu tragen.“
-

Der Terror richtete sich auch gegen andere nicht konforme Gruppen oder gegen unheilbar Kranke. Er wurde später ausgedehnt auf ausländische Völker, als man diese in Größenwahn überfallen und geknechtet hatte.

VON KRIEG ZU KRIEG

IM 2. WELTKRIEG

In der Nacht, als der Feldzug gegen Polen begann, also am 1. September 1939, fuhr im Dorfe ein Lastwagen vor, Otto S. wurde aus dem Bett gerufen, er musste „sich stellen“ und auf den Wagen klettern. Zu Hause ließ er seine Frau mit sieben Kindern zurück, keines bereits der Schule entwachsen. Der Vater blieb den ganzen Krieg hindurch Soldat und hatte auch noch längere Zeit in der Gefangenschaft auszuharren. Otto, Jahrgang 1900, war schon im 1. Weltkrieg Soldat gewesen und im Umgang mit der Waffe geschult.

Andere Männer, besonders Parteigenossen, wurden verschont oder erhielten einen geschützten Dienstplatz hinter der Front.

In der Folgezeit wurden aus unserem Dorfe etwa dreißig junge Männer „zu den Waffen gerufen“, acht von ihnen kamen nicht zurück, mitgezählt die drei, welche man als vermisst gemeldet hatte. Wie viele Tränen da geflossen sind, wie viele Sorgen sich die Eltern, die Frau oder auch die Kinder gemacht haben, wer kann das vergessen! – Warum die Schützen nun immer noch so militärisch auftreten, wer kann das verstehen?



Die Dorfbewohner kümmerten sich um die Familie. So ernteten sie 1939 gemeinsam an einem Sonntage die Kartoffeln auf deren Feld.

VAN KRIEG TAU KRIEG

IM 2. WELTKRIEG

In der Nacht, as der Feldzug giëgen Polen aanfing, am 1. September 1939, foherte in me Duarrepe en Lastwagen vüar, den Otto reipent se ut me Bedde, hei muchte siëck „stellen“ un op den Wagen kleten. Te Heïme leit hei siene Fraue met siëbben Blahn terügge, dovan wor noch nit eïn ut der Schaule. Hei muchte den ganzen Krieg diurrech Saldote sin un ouk noch länger in Gefangenschaft blieben.



Andere, besonders Partegenossen, woortent geschuant, mannege kreigent en Posten hinger der Front.

Noh un noh muchtent ut unsem Duarrepe bie diartig junge Männer in den Krieg, van dian koment acht nit terügge, metgetallt sind dei drei, van dian keiner weit, wie un wou sei ümmegekummen sind, dei sind „vermisset“. Wouviëlle Tränen do gefluaten sind,

wouviëlle Suarren siëck de Eltern, de Fraue odder ouk de Kinger gemaket hent, wei kann dat vergiaten! – Wiarrümme dei Schützen dann luter noch sou militärmäßig optriatent, wei kann dat verstohn?



De Lüh in dem Duarrepe kümmertent siëck ümme de Familie.
Sei maketent ian 1939 tehoue an einem Sunndah de Tufelen uut.

INFORMATIONEN UND PROPAGANDA

Was in der weiten Welt geschah, hörten die Menschen damals im Radio. Volksempfänger nannte man die Holzkästen mit quadratischer Front, mit einem Gardinchen vor dem Lautsprecher und drei Knöpfen darunter. Anfangs hatte nur der Bumanns Josef einen derartigen Apparat, nach und nach sah man in jedem Hause solch ein Wunderding. Damit es funktionierte, brauchte man einen wohl zwanzig Meter langen Draht. Den spannte man als Antenne durch den Garten.

Wie die Bevölkerung durch das Radio informiert wurde, zeigt der erste Satz vom Kriegsbeginn: „Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen.“ Das Wort „zurück“ verfälschte den wahren Verlauf des Geschehens.

Nicht die Deutschen schossen zurück, sie hatten ja begonnen. In den ersten Wochen „überrannten“ die deutschen Truppen alles, was sich ihnen entgegen stellte, nachher aber, als sie sich zurückziehen mussten, hieß es dann „die Heeresleitung hat die Front begradigt“. Derart berichtete der Sender „Großdeutschland“.

In gewissen Abständen zeigte man in Ollebes Saal zu Iseringhausen einen Film mit der „Wochenschau“. Hier wurden durchweg strahlende Deutsche vorgestellt, die vom Betrachter weg, also weiter nach vorn marschierten.¹ Am Straßenrande standen gefangene Russen oder Amerikaner. In diesem Sinne informierte auch die „Rote Erde“, unsere hiesige Zeitung.

Auch bei uns im Grund traute man dem deutschen Sender nicht so recht, darum wählte man jeden Tag den „Londoner Rundfunk“. „Feindsender“ aber durfte man nicht abhören, das konnte mit Gefängnis bestraft werden. Es war schon leichtsinnig, den englischen Sender auf der Skala eingestellt zu lassen, wenn man das Radio ausschaltete. Die Nachrichten aus London waren sicher auch nicht einwandfrei, aber man fühlte sich doch besser aufgeklärt. In Mehrfamilienhäusern konnte man diese Rundfunkstation nur mit größter Vorsicht auswählen. Ihr Sendezeichen: „Bum-bum-bum — b u m“ (also dreimal kurz und einmal lang geklopft) bedeutet im Morse-ABC das „V“. Es stand für Victory = Sieg. Die starken Klopftöne machten die Nachbarn aufmerksam; und keiner traute damals dem anderen.

Der „Volksempfänger“, dessen Ausbreitung die Regierung anfangs als Mittel zur Propaganda so stark begünstigte, wurde nun plötzlich zum Medium der Gegeninformation. – Damals richtete man in Städten Lautsprecher ein, mit denen Straßen und Plätze beschallt werden konnten. Wenn der Führer sprach, hatte man stehen zu bleiben und andachtsvoll zu lauschen.

¹ Von Krieg und Bomben wurde uns Schülern ein mal eine Film-Wochenschau in Ollebes Saal gezeigt mit Vorbeimärschen unserer „glorreichen“ Armee. In dieser Schau, so erinnere ich mich, fuhr ein Personenwagen direkt auf die Kamera zu. Einige Zuschauer fürchteten einen Zusammenstoß und rückten eilig mit ihren Stühlen zur Seite.

INFORMATIOUN UN PROPAGANDA

Wat sou viiarfeil in der wiien Welt, hoortent de Lüih in me Radio. Volksempfänger hettent dei Holtkasten met quadratischer Front, nem Gardintiën viiir me Lautsprecher un drei Knöüpen do bungter. Anfangs haa blous der Bumann einen Apparat, noh un noh koom abber in jeides Huus sou en Wunderdingen. Domet et funktonieierte, bruchte dei nen gewiß twintig Meiter langen Droht ase Antenne. Dian spannte me diurrech den Garen.

Wie me de Lüih im Radiou informieierte, zeigte der eiste Satz, dei vam Kriege handelte: „Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen.“ Dat Wort „zurück“ verfälschete dian wohren Hiargang.

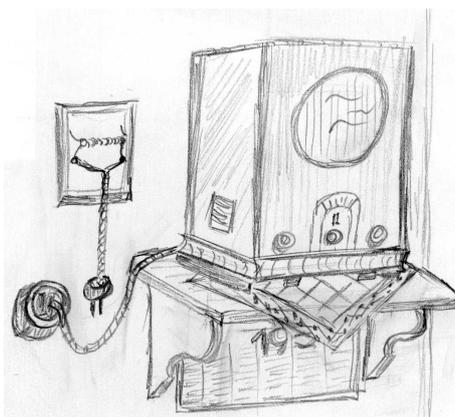
Nit dei Dütschen schoutent retour, dei fingent jou aan. In der eisten Tied iübberranntent de dütschen Saldoten alles, wat im Wia stund, nohiar, as sei siëck terüggeteihn muchtent, hette et dann, de Heeresleitung hee de Front begradiget. Dat wor de Art Bericht vam Sender Großdeutschland.

Van Tied tau Tied zeigte me in Ollebes Saale ne Wochenschau im Film. Me sooch luter strohlende Dütsche, dei vam Betrachter wech, alsou widder noh viiar marscheiertent, ouk noch as se retour muchtent. Do niaber stunnent gefangene Russen oder Amis. Sou in diëser Art informieierte ouk de „Rote Erde“, de hiesige Tiedunge.

Ouk in me Grunde trugete me dem dütschen Sender un der Tiedunge nit, me sochte diarrümme jeiden Dag den „Londoner Rundfunk“. Abber „Feindsender“ duurte me nit affhören, dofiür koom me in't Gefängnis. Et wor alt lichtsinnig, den englischen Sender ingestallt te loten, wann me et Radio utschaltete.

Dei Sendungen worent ouk nit inwandfrie, abber me wor doch biatter opgeklört. In Stadthüüsern kunn me den Londoner Rundfunk blous met grötzer Viüarsicht seuken. Dat Sendeteichen: "Bum-bum-bum — b u m" (alsou dreimol kuart, un einmol lang gekloppet) bedütte im Morse-ABC dat „V“. Et stund fiür Victory = Sieg. Dei starreken Kloppe-Teichen maketent de Nohbers opmerksam, un einer kunn dem anderen domols nit truggen.

De Regeierunge suarrete aanfangs dofiür, dat me den „Volksempfänger“ iübberrall billig koupen kunn. Sou kunn me de Propaganda an de Lüih brengen. Abber diër Apparat brachte op-es ouk dei Informatiounen vam Figgend. Dat poss nu der Partei durchaus nit. – Domols hing me in den Stian Lautsprecher op, diurrech dei me in den Hauptstrooten un op Plätzen giudd hören kunn, wann der Führer redete. Dann haa me stohn te blieben un in Aandacht tautehören.



EINQUARTIERUNG

Vom Krieg, aber ohne Gefahr für uns, spürten wir etwas, als sich im ersten Winter deutsche Soldaten in unseren Häusern einquartierten. Bei uns wurden acht junge Männer eingewiesen. Im Wohnzimmer rückten sie den Tisch an die Wand, verteilten drei Bündel Stroh auf dem Holzfußboden, und das Quartier war fertig! Wer da angenommen hatte, in unserem Hause sei neben Eltern und neun Kindern noch Platz für acht Soldaten, ist mir nicht bekannt, aber bestimmt war uns der verantwortliche Beamte oder der Quartiermeister nicht gut gesinnt.

Aber, wir kamen gut miteinander aus. Es dauerte nicht lange, da saßen einige um unseren Küchentisch und spielten Karten mit dem Vater und anderen Männern aus dem Dorfe. Den Tag hindurch mussten die Soldaten manche Stunde zum Appell, zum Essen und Üben, nach Iseringhausen.

Da wir einen großen Getreidevorrat zu dreschen hatten, holten sich mehrere dieser Soldaten Urlaub vom Dienst, um in der Scheune zu helfen. Sie kannten sich bei den landwirtschaftlichen Arbeiten nicht aus, aber sie lernten schnell und waren eifrig bei der Sache.

Zwei von ihnen kletterten auf den Dachboden, wo die Roggenernte lagerte. Sie hoben Garbe für Garbe auf, warfen sie durch einen ausgesparten Kamin genau auf die Dreschmaschine. Dort saß der Vater, durchschnitt die Strohbinden und ließ die Halme in die Walze fallen. Hier wurden die Kerne aus den Ähren geschlagen, das war ja der Sinn der Arbeit. Das taube Stroh fiel aus der Maschine heraus und musste von zwei Helfern zu dicken Bündeln verschnürt werden. Die Kerne liefen über mehrere Siebe, wobei Windräder Kaff und kleines Stroh entfernten. Sie bliesen so Ummengen von Staub in die Luft, dass man in der Scheune kaum etwas sehen konnte. Auch in der Nase setzte sich der Schmutz ab. Die Kerne wurden in Säcken aufgefangen. Man musste Acht geben, dass sich nirgendwo Stroh oder Kerne stauten.

Wenn sie so eine Stunde fleißig gedroschen hatten, gab es eine Pause. Es wurde mit Karten gespielt, und meist blieb man um den Tisch herum sitzen bis zum Abend. Einer der Kameraden aber wurde als Wache aufgestellt. Er musste auf den Fingern pfeifen, wenn der Spieß etwa herankam und kontrollieren wollte, ob sie auch arbeiteten. Sobald der Wächter flötete, war jeder im Hurra an seinem Platze, die Maschine heulte auf und blies Wolken von Staub aus dem Scheunentor hinaus.

Dieser Landeinsatz war auch für die Soldaten eine willkommene Abwechslung. Einige haben Jahre später noch geschrieben und sich gern erinnert. Einer von ihnen hatte in Neuß seine Frau mit einem kleinen Jungen zurückgelassen. Als später Flieger Bomben auf die Städte warfen, kamen Frau und Kind zu uns ins Haus und wohnten in der nächsten Zeit bei uns. Zum Ende des Krieges nahmen wir auch noch die Eltern der Frau auf, der Vater war gerade noch über die Rheinbrücke gekommen, bevor sie gesprengt wurde. Mit dem Fahrrad schlug er sich zu uns durch. Gewiss zwanzig Jahre lang hat diese Familie bei uns im Dorfe den Urlaub verlebt.

INQUARTEIERUNG

Vam Krieg, abber ohne Gefohr, kreigent vie en wiënnig met, as siëck im eisten Winter dütsche Saldoten in den Wannungen inquarteiertent. Jeidem Huuse weis me Saldoten tau, noh uns koment acht junge Mannslüh. In der Wannestuabe rücketent se den Diss an de Wand, verdeiltent drei Buschen Ströih op me Buam, un dat Quar-teier wor feierig. Wei do gemeint het, in unsem Huuse wör niaber den Ellern un ni-ëggen Blahn noch Platz fiür acht Saldoten, dat weit iëck nit, jeidenfalls haant vie bie diam Beamten oder Kommißkopp keine giudde Nummer.

Abber, et klappete nit schlecht. Et duerte nit lange, do sotent einige ümme unsen Kükendiss un spiëlltent Karten met me Papa un andern Duarrepeslüh. Den Dag iübber muchtent se mannege Stunde noh Iëserkusen taum Appell, taum Iaten un sou. Weil vie en grouten Houp Haber un Koren te diassen haant, gualtent siëck de meisten van „unsen“ Saldoten Urloub, domet se in der Schüere hellepen kunnent. Sei haant alle keine Ahnung van der Buerigge, abber et fluppete gewaltig giudd.

Twoi gingent op den Balleken, op et Koreniar, houvent de Schobben op un schme-ïtent se diurrech en utgesparten Kamin direkt op de Diassemaschine. Do schneïg der Papa de Benzelen op un leit dei Schobben noh un noh in de Walze fallen. Hie woortent de Kerener ut den Halemen geschlahn – dat wor der Sinn van der Saake. Dat douve Ströih koom vüar ut dem Kasten.

Twoi Helleper schnoppent siëck Aremenviull dovan, lachtent se op nen langen Benzel un bungent sou dat Ströih tau ner Busche tehoue. Dei Kerener leipent iübber verschieden dichte Sichter, Windraar bleisent Wolleken van Kawe un Stuav rut, dat me in der ganzen Schüre bolle nix seihn kunn. Ouk de Nase satte siëck tau dovan. Dei Kerener landetent sorteiert in veier Säcken. Do muchte me oppassen, dat et Koren nit vorbie leip odder siëck wou stauete.

Wann sei dann ne Stunde geduassen haant, maketent se ne Pouse un spiëlltent Kar-ten, un meistens bleivent dann alle bit taum Obend ümme den Diss rümme sitten. Einer woorte abber affgestalt, dei muchte oppassen un op den Fingern fleuten, wann der Spieß kontrollieren wull, of se ouk arretent. Wann de Wache flotte, wor im Hurra jeider an sienem Platze, de Maschine hüülte un der Stuav wiälligete siëck ut der Schürendüare rut. —

Diërr Landeinsatz wor ouk fiür de Saldoten ne Affwesselunge. Einige hent Johre nohiar noch geschriëben un siëck geren erinnert. Einer van dian jungen Männern haa in Neuß siene Fraue met nem kleinen Jungen terügge geloten. As späer de Flieger Bomben op de Stia affschmeitent, koment Fraue un Junge in unse Huus, wou sei den Krieg verliabetent. Taum Schluß nohment vie ouk noch de Elleren van der Fraue op, der Vatter wor gerade noch iübber de Rhienbrügge gekummen, eïger dat se in de Luft floug. Hei schlaug siëck op me Fahrrah bit noh uns diurrech.

Twintig Johre lang hent dei Lüh nohiar bie uns im Duarrepe den Sommer ver-bracht. —

VON KRIEG ZU KRIEG

Die Soldaten verbrachten den ganzen Winter hindurch in unserem Wohnzimmer. Wo sie sich gewaschen haben, ist mir nicht mehr erinnerlich. Der Küchenwagen jedenfalls stand in Iseringhausen, vielleicht konnten sie dort auch baden.

In ihrer Schlafkammer mussten wir hin und wieder das Stroh aufrollen, damit wir die Falltür zum Keller öffnen konnten. Dort unten lagerten unsere Kartoffeln, auch das Sauerkrautfass mit drei Zentner Kohl hatte dort seinen Platz. Als wir einmal die Klappe nicht recht verschlossen hatten, war einer der Soldaten, der es besonders eilig hatte, durch das Loch gefallen. Es war aber gut abgegangen.

Einer unserer Soldaten kam eines Tages nicht mit den anderen zurück, er hatte sich in Iseringhausen in einem Mannschaftswagen erschossen. Was ihn dazu getrieben hatte, ist nicht bekannt geworden. Mitten auf dem Friedhof bekam er seine Grabstätte, nicht irgendwo in der Hecke, wie das damals die Regel war, wenn sich jemand selbst getötet hatte.

Ab und an durften wir Kinder auch einmal in einem Lastauto oder in einem Panzerspähwagen mitfahren. Wir hatten zum großen Teil vorher noch nie in einem Auto gesessen und waren darum jetzt mächtig stolz. Wenn wir unter dem Ziegennacken herbrausten und das tief eingeschneite Dorf vor uns liegen sahen, dann freuten wir uns schon auf die Blicke der andern Kinder, wenn wir ihnen hoch vom Lastwagen aus zuwinken konnten.

Schließlich ging der Winter zu Ende, und die Soldaten machten sich auf den Weg nach Frankreich.

In einem anderen Kriegswinter kamen wieder Soldaten ins Dorf, bei uns quartierte sich aber nur einer ein. Er bekam ein eigenes Zimmer und gehörte bald zur Familie. (Photo)



VON KRIEG ZU KRIEG

Dei Saldoten kampeiertent den ganzen Winter in unser Stuabe. Wou dei siëck gewaschen un gerüstert hent, kann iëck nit siën. Den Küekenwagen haant sei in Iëserkusen affgestallt, off sei do abber ouk baden kunnent, weit iëck nit.

In iarrer Schloopstuabe muchte alt-es dat Ströih opgehuaben weren, domet me dei Falldüare taum Keller houhgeklappen kunn. Do ungen lachtent hauptsächlich unse Tufelen, ouk et Suëremausfaat für drei Zentner Kappest haa do sienen Platz. As vie es dei Klappe nit soufort geschluaten haant, wor einer van den Saldoten, dei im Hurra in de Stuabe leip, in dat Luack gefallen. Et haa abber giudd gegangen.

Einer van unsen Saldoten koom eïnes Dahs nit met den anderen retour in sien Quarteier, hei haa siëck in Iëserkusen in nem Mannschaftswagen doutgeschuaten. Wat ian dotau gedriëben haa, is nit rutgekummen. Midden op dem Iëserkuser Kiarrekhuae kreig hei sien Grav, nit irgendwou in der Hecke as dat domols eiger de Regel wor bie Lühn, dei siëck sellebes ümmebracht haant.



Dann un wann kunnent vie Blahn ouk es vüar in me Lastwagen odder in me Panzerspähwagen metföihren. De meisten van uns haant viürhiar noch nit in nem Auto gesiaten und worent jatz gewaltig stolz. Wann vie unger me Ziënacken hiarbruusetent un et Duarrep richtig ingeschnigget viür uns soogent, freuetent vie uns alt op dei Gesichter van den anderen Blahn, wann vie dian houhge van dem Laster raff tauwenken kunnent.

Schließlich ging der Winter te Enge, un de Saldoten maketent siëck op den Wiag in Richtung Frankriech.

In nem anderen Kriegswinter koment wiër Saldoten; bie uns quarteierte siëck abber blous eïner in. Hei kreich ne eïgene Stuabe un gehoorte tau der Familie, vie koment giudd met iamme iübbereïn.

VON KRIEG ZU KRIEG

GEFALLENE UND VERMISSTE

Mehr und mehr machten sich die Kriegswirren auch bei uns bemerkbar. Es kamen Meldungen über gefallene Soldaten, aber die Tragweite dieser Nachrichten über den Tod so junger Burschen aus dem Heimatdorf wurde nicht erfasst, es fehlte der aufgebahrte Tote, es fehlte der Sarg, es fehlte der gemeinsame Gang zum Friedhof. Den Angehörigen erging es vielleicht ähnlich, sie spürten den Verlust immer stärker, je mehr das Heimweh zunahm. Jahre später brach bei ihnen das Leid erneut aus, wenn andere Soldaten in die Heimat zurückkehrten.

In manches Haus kam eine Nachricht, der Sohn sei vermisst. Vielleicht waren diese Soldaten noch elender umgekommen als andere, vielleicht unter Panzerketten geraten oder von Granaten zerfetzt, aber die Angehörigen machten sich Hoffnungen auf ein Wiedersehen.



„... UND FRIEDE AUF ERDEN“

Während des Krieges ordneten die Menschen vergangene Ereignisse zeitlich in das 1., 2. usw. Kriegsjahr ein. Man sprach auch vom Kriegswinter, von einer Zeit, in der die Versorgungsnöte besonders spürbar wurden.

Damals gehörte auch das Wort "Kriegsweihnacht" zum allgemeinen Sprachgebrauch. Man wollte damit auch deutlich machen, dass es eigentlich ein Widerspruch ist, „... und Friede auf Erden“ als Wunsch des Engels in Bethlehem und als Botschaft des Festes herauszustellen, dabei aber Not und Elend des Krieges durchstehen zu müssen. Jede Familie hatte wenigstens ein Mitglied - den Vater, den Gatten, den Sohn, den Bruder - unter den Soldaten. Vielleicht stand er in der Kälte Russlands, vielleicht in der Wüste Afrikas.

So bangten auch wir an einem Weihnachtstag um den 18-jährigen Bruder auf dem Weg an die Front in der Ukraine. So sorgten wir uns um den Zwanzigjährigen am letzten Kriegsheihnachtstag, weil wir schon seit Wochen ohne Nachricht waren.

VON KRIEG ZU KRIEG

GEFALLENE UND VERMISSETE

Der Krieg wor noh un noh stärkeker te spüren, et koment Meldungen iüber gefallene Saldoten. Et goov dann wall jeidesmol en Seelenamt in der Kiarreke, abber dat ganze Eilend, dat sou junge Burschen ut dem Duarrepe getruapen haa, ging einem dobie nit sou op, weil der Sarreg un der Wiag taum Kiarrekuave fehlent. Dei Aangehörigen spürtent dian Verlust ouk eüst noh un noh, wann dat Heimeweih tau-nohm. Johre späer, as andere Saldoten heime koment, brook dat Leid bie Frauen un Müttern eüst recht ut.

Mannege kreigent de Nohricht, dat der Junge vermisset wör. Vlichts worent diëse Saldoten noch elender ümmegekummen as dei anderen, unger Panzerkiën gerohn odder van Granaten teriëttent, abber de Angehörigen maketent siëck Huapenunge op en Wiërseihn.

UND FRIEDEN OP DER EERE

Wann me im Kriege van Fuarfällen sprook un dei noh der Tied inordnen wull, vertallte me vam 1.,2. un sou Kriegsjohr. Me sprook ouk vam Kriegswinter, wann me an extra groute Suarren ümme laten, wareme Aanzüge un Kuahlen fiür den Kückenherd dachte.

Ouk dat Woort „Kriegsweihnacht“ kunn me domols hören. Ungergrünnig mirrekete me, dat et siëck nit verdrachte, „... und Frieden auf Erden ...“ te singen as der Engel in Betlehem un dobie dei Nout un dat Elend vam Kriege diurrechstohn te meuten. Uut jeider Familie wor wiënnigestens einer – der Vatter, der Mann, der Junge, der Brauer – bie den Saldoten. Vlichts stund hei in der Polarkälde in Rußland, vlichts in der Saharawüste in Afrika.

Ouk vie maketent uns an einem Kristdah Suarren ümme den 18-jöhrigen Brauer op dem Via an de Front in der Ukraine. An nem anderen Kristdah verging uns ouk der Liabensmaut, weil vie van diam jertz Twintichjöhriken alt wiakenlang keine Nohricht haant.



VON KRIEG ZU KRIEG

Für einen anderen Bruder, noch 17-jährig, lag damals auch ein Stellungsbefehl vor. Niemandem war nach „0, du fröhliche“ zu Mute. Andere Familien waren noch stärker betroffen, einige hatten sogar zwei oder drei Söhne in blühendem Alter verloren. – Vor dem Hintergrund der menschlichen Not und Sorge verblassten die kärglichen Gaben an Weihnachten, sie waren zweitrangig. Dennoch versuchten die Eltern ihren jüngeren Kindern die eine oder andere Freude zu machen, aber der Gabenteller war nicht mehr so hoch gefüllt. Die Zutaten zum Backwerk waren von geringerer Qualität: das Mehl grau, der Zucker noch braun und feucht, das Fett fiel fast ganz aus, statt des Eigelbs rührte man Farbe in den Teig, statt des Backpulvers für den Kuchen nahm man Hirschhornsalz, Kakao und Schokolade waren nicht mehr lieferbar.

FLIEGERALARM UND EVAKUIERTE

Die Wirren spürten wir im Iseringhausener Grund mehr durch die Not der anderen, aber nicht so sehr am eigenen Leibe. Je länger der Krieg anhielt, je weniger die deutsche Luftwaffe Herr der Lage war, desto öfter – auch am hellen Tage – kamen große Bomberverbände, wohl tausend Flieger zugleich. Sie brausten über uns hinweg, die Teller klirrten im Küchenschrank, es war unheimlich, wir fühlten uns ausgeliefert.

Tagsüber konnte man die Flugzeuge sehen, jedes so groß wie eine Schwalbe am hohen Himmel bei heiterem Wetter. Sie zerbombten ganze Städte, nicht nur die Fabriken, wie die Engländer behaupteten. Die ersten Flieger eines solchen Schwarmes setzten bei Nacht Feuerzeichen, man sagte „Christbäume“. So markierten sie ein Stadtviertel, in dem



FAMILIENBILD VOM 06.02.1942
(HINTEN: TONIS, MATHILDE, JOSEF, PAULA, ALFONS;
VORN: MARIA, BERTA, ALBERT JUN., ALBERT SEN.,
THERESIA, ANNA)

dann die nachfolgenden Bomber ihre Lasten abwarfen. Wir konnten aus einer Entfernung von etwa 70 Kilometer die Stadtbrände von Köln und Düsseldorf, von Barmen und Elberfeld deutlich am Himmel erkennen. Unsere Mutter hat uns manche Nacht, wenn das Inferno besonders wütete, aufgeweckt. Sie wollte uns das Feuer zeigen und mit uns für die armen betroffenen Menschen beten.

VON KRIEG ZU KRIEG

Un fiiür den anderen Brauer, noch siibentiien, lachte ouk alt en Stellungsbehl in dem Schaape. Keinem stund do der Kopp noh: „O, du fröhliche“.

Andere Familien worent noch stärkeker betruapen, einige haant sougar twei oder drei Jungens viëll te freuh missen meuten.

Bie souviëll Nout un Suarre unger den Lühn spiëlltent dei Saaken vam Kristkinneken keine Rolle, anderes wor wichtiger. Dei Elleren versochtent wall, iarren klen-deren Kingern en wiënnig Spaß te maaken, abber dei Plätztiër worent nit mei sou houhge op den Tellern gestapelt. Wat me jetz dotau bruchte, wor twette Wahl: dat Mial wor brun, der Zucker ouk, Fett feil bolle ganz uut, statt Eiern goov et giale Farebe, statt Backepullever bruchte me Hirschhornsalz, Kakao un Schokolade kunn me nit koupn.

FLIEGERALARM – EVAKUEIERTE

Den Krieg spüertent vie im Iëserkuser Grunde eigentlich meiñ diurrech de Nout van den anderen, abber nit sou am eigenen Lieve. Je länger der Krieg duerte, je wiënniger de dütsche Luftwaffe Heere der Lage wor, destou meiñ – ouk am hellichten Dah – koment ganze Schwärreme van Bombern, wall dousand Flieger op-es. Sei brummetent iübbber uns wech, dat wor unheimlich, un de Telleren in me Schaape rappellent, vie fauhltent uns uut geliëbbert.



Bie schönem Wiar kunn me dei Flieger seihn, jeider sou grout as ne Schwallefte am houhgen Hiëmmel. Sei schmeitent de Stia kaputt, nit blous de Fabriken, as de Engländer un Amis sachtent.

ZERBOMBTE STÄDTE (aus: Der 2. Weltkrieg, Bertelsmann, S. 528)

Dei eisten Flieger van diam Schwarm sattent bie Nacht Füerteichen – me sachte Christböüme – un markeiertent sou ein Stadtveierel. Do ladtent dei anderen iarre Bombenläste aff. Vie wanttent wall 70 Kiloumeiter wiet aff, abber vie kunnent den Stadtbrand van Köln, van Düsselduarrep, van Barmen un Elberfeld dütlich am Hiëmmel seihn. De Mama het uns mannechmol, wann et ganz schlimm wor, gewecket, sei wull uns dat Fier zeigen un met uns fiiür dei aremen Lüñ bian.

VON KRIEG ZU KRIEG

Wohl hatte sie auch Sorgen um die Kinder, ähnlich wie nachts bei einem heftigen Sommergewitter. Sie meinte, falls einmal das Haus getroffen würde, sollten wir wach sein und sogleich hinauslaufen können. Direkte Angst vor einer gezielten Bombe hatten wir nicht, aber es gab vielerlei Unfälle, es stürzte hier und da auch ein Flugzeug ab.

Regelmäßig wurden am Tage nach so einem Feuer in unserer Region Wohnungen für die Bombengeschädigten beschlagnahmt. Fast in jedes Haus zogen schließlich Städter ein, meist Frauen mit einem oder zwei Kindern. Die Männer standen entweder an der Front oder an einem wichtigen Arbeitsplatz, den sie nicht verlassen durften. Aufs Ganze gesehen, kamen Einheimische und Fremde gut miteinander aus, obschon sie so hauteng beisammen wohnten. Not verbindet.

Die Stadtfrauen fassten aber auch überall an, wo Hilfe nötig war, gleich ob beim Waschen oder auf dem Felde. Unsere Städterin jedenfalls fühlte sich dafür nicht zu schade, sie aß ja auch mit uns am Tische in der armen Zeit, und das wusste sie zu schätzen.

Weil die Flugzeuge so gefährlich sein konnten, wurde vorgeschrieben, alle Fenster abends zu verdunkeln. So musste man vor den Fenstern eine Decke aufhängen oder ein Rollläden mit schwarzem Papier anbringen. Auch an den Seiten musste dies eng anliegen, damit kein Licht nach draußen dringen konnte. Der Ortswart der Partei machte Kontrollgänge. Das war recht umständlich, denn einmal riss das Papier, und ein anderes Mal klemmte das Rollläden. Und alle Stallfenster zu verdecken, lässt sich kaum ausführen.

Es wurde vorgeschrieben, gegen Brandbomben auf jedem Dachboden einen Eimer mit Wasser aufzustellen und dazu eine „Feuerpatsche“, einen Kehrbesen mit einem quadratischen Lederlappen daran. Niemand konnte damit einen Brand auf dem Heuboden ausklopfen, aber es war ein Befehl. Ob man so den Bewohnern ein Gefühl der Sicherheit geben wollte? In einem anderen Jahre wurden Handpumpen verteilt, mit denen man Wasser aus dem Eimer unter Druck verteilen konnte. Auch das waren nur Spielzeuge! Nach dem Kriege haben wir damit Kalkbrühe an die Stallwände gesprüht. Das klappte ganz gut.

DER KRIEG KOMMT NÄHER

Wenn die Flugzeuge auf eine Region zuflogen, wurden in den betroffenen Gemeinden mit einer elektrisch betriebenen Sirene Zeichen gegeben. Es konnte Voralarm, Vollalarm und Entwarnung angezeigt werden. Bei jedem Heulton von der Sirene auf Franzes Hause in Iseringhausen jaulte auch unser Hund, die Hunde der Nachbarn fielen ein, sie veranstalteten einen Heidenlärm.

In Halbhusten wurde im Kriege ein Feuerhorn von Haus zu Haus weitergegeben. Der jeweilig Betroffene hatte nachts zu wachen und bei Feuersgefahr stark zu blasen. Bei Hauptalarm sollte man in einen splittersicheren Keller gehen. Wir hielten uns nicht an diese Bestimmung, weil wir keinen entsprechenden Raum besaßen.

VON KRIEG ZU KRIEG

Sei haa siëcker ouk Suarre ümme uns Blahn wie bie nem Gewitter. Sei meinte, wann et Huus getruapen woorte, sullent vie wackerig sin un rutloupn können. Angest viür ner gezielt affgeschmüeten Bombe haant vie nit, abber et kunn jou es en Unfall passeieren. Et koom ouk viür, dat en Flieger affstüörtete.

Am anderen Dah noh sou nem Fier woortent Wannungen fiür dei Bombengeschädigten in Beschlag gedohn. Bolle in jeides Huus tougent Städter in, meistens Frauen met ein odder zwei Blahn. Dei Männer stunnent entweider an der Front odder an nem wichtigen Arrebetsplatz un duurtent diarrümme de Stadt nit verloten.

Im Grouten un Ganzen koment dei Lüh giudd metenein ut, ofschon sei sou huutenge openein wannent. De meisten Frauen pockent ouk iüßberall aan, wou Hüllepe nöidich wor, biem Waschen oder op me Felle. Unse Städterin jeidenfalls wor siëck dofiür nit te schah, sei oot jou ouk met uns am Disse, un dat wußte sei te schätzen in diar aremen Tied.

Wiel dat dei Flieger sou gefährlich sin kunnent, woorte viüargeschrieben, de Finsteren obends te verdunkeln. Me muchte viür jeidem Finsteren ne Decke ophangen oder en Rollou met schwarzem Papier anbringen. An allen Sieten muchte dat enge aanliën, domet van buten kein Licht te seihn wör, der Ortswart van der Partei makete Kontrollen. Dat wor recht ümeständlich, einmol reit dat Papier, en andermol klemmte et Rollou. Un nu verdecke es alle Stallfinsteren!

Giëgen Brandbomben muchte op jeidem Balleken en Emmer met Water stohn un doniaber ne Fierpatsche, ne Kiahrbüüste met nem quadratischen Liarlappen drane. Keiner kunn domet nen Brand op me Heuballeken utkloppen, abber et muchte sin. Sullent dei Lüh siëck siëckerer feuhlen?

Im anderen Jahr woortent Handpumpen verdeilt, met dian kunn me Water ut dem Emmer unger Druck versprüzen. Dat wor ouk en Spiëlldingen. Vie hent domet nohiar im Stalle gewittelt, de Kallekfarebe an den Wängen verdeilt. Dat klappete recht giudd.

DER KRIEG KIÜMMET NÖHGER

Wann de Flieger op ne Giëgend losflougent, woortent in diar Gemeinde met ner elektrischen Sirene Teichen gegiaben. Et kunn Voralarm, Hauptalarm un Entwarnunge aangezeigt weren. Bie jeidem Hüültoun van der Sirene in Iëserkusen op Franzes Huuse jöülte ouk unse Hund, Nohbers Hünge hullepent, et goov en Heidenspektakel.

In Hallevkusen haant vie en Fierhuarren, im Kriege ging et ne Tied lang van Huus tau Huus. Wei gerade dat Huarren haa, muchte eigentlich nachts waaken un bie Fiergeföhr feste blosen. Bie Hauptalarm sull me in nen splittersiëckeren Keller gohn. Vie dehnt dat nit, vie haant keinen Keller, wou me siëck ophollen kunn..

VON KRIEG ZU KRIEG

Auch in der Stadt umging man anfangs die Vorschrift oft genug. Wer aber dort für Kinder zu sorgen hatte, trug sie wohl in den Keller. Natürlich zehrte es an den Nerven der Mütter und Nachbarn, wenn kleine Kinder nachts aus dem Schlaf gerissen wurden und notdürftig bekleidet vielleicht mehrere Stunden im kalten, feuchten Keller verbringen mussten. Kein Wunder, dass man Frauen mit kleinen Kindern aufs Land schickte.

Fliegeralarm störte auch den Arbeitsablauf in den Fabriken, in den Büros und in den Schulen. In der Iseringhausener Volksschule wurden bei Voralarm die Schüler aus diesem Dorf nach Hause geschickt, sie sollten Kinder aus den Nachbarorten mitnehmen. Als die Kriegseinwirkungen zusehends näher heranrückten, hob man hinter dem Schulgebäude einen Splittergraben aus. Das besorgten die älteren Jungen. Es gab dabei ein solches Gedränge mit Hacken und Schaufeln, dass es zu Unfällen kam. Den Günther hackte jemand in den Oberschenkel, und die Hose bekam einen langen Riss. Es blutete sehr, aber zum Glück hatte es keine weiteren Folgen. Viel zu beobachten gab es unter einem Hainbuchenstrauch. Dort konnte man die Larven der Maikäfer, die Engerlinge, in verschiedenen Stufen ihrer langjährigen Entwicklung studieren. — Gebrauchte wurde der Graben zum Glück nicht.

In Großstädten konnte kaum noch ein ordentlicher Unterricht erteilt werden. Wegen des Alarms in der Nacht kamen die Kinder schlecht ausgeruht in die Schule, und, kaum befanden sie sich in der Klasse, da mussten sie sehr bald wieder in den Keller. Darum wurden ganze Klassen nach Oberbayern oder an die Nordsee ausgelagert, damit die Kinder eine Zeit lang ruhig schlafen konnten und geregelten Unterricht bekamen.

Auch im Olper Gymnasium wurde es im letzten Kriegsjahre immer schwerer, den Stundenplan aufrecht zu erhalten. Fast jeden Tag gab es Luftalarm, einmal früher, einmal später. Es war strikt verboten, das Schulgelände bei Fliegeralarm zu verlassen. Dennoch setzten sich viele Schüler ab, die mit dem Fahrrad gekommen waren, zumindest dann, wenn die Sirenen bei elf Uhr heulten. Erfahrungsgemäß ertönte das Signal zur Entwarnung so spät, dass Unterricht nicht mehr stattfand.

Als Auswärtiger musste man also oft bis in den Nachmittag hinein im Keller sitzen und dann mit leerem Magen die zwölf Kilometer lange Heimfahrt bewältigen. Darum war also die Versuchung groß, sich bei Alarm sogleich aus dem Staube zu machen.

Auch wir Schüler aus dem Iseringhausener Grund – Heinz, Alfred und ich – schwangen uns eilig in den Sattel. Wir entwischten durch die „Schlüppe“ zur Provinzialstraße in der Wüste und radelten durch Ronnewinkel, Rosenthal und Eichen in den heimischen Bereich. Ohne Aufenthalt ging es nicht immer. An einem Tag haben wir schon gleich in der Wüste am Luftschutzstollen anhalten müssen, weil Flugzeuge in geringer Höhe über uns nicht zu ignorieren waren.

VON KRIEG ZU KRIEG

Ouk in der Staadt heilent siëck aanfangs nit alle Lüh an dei Vüarschrift. Wei do abber fiür Kinger suarren muchte, drachte dei wall in den Keller. Et wor natürlich kein Spaß, nachts, hallevangetuan, flichts en paar Stunden lang in nem kallen, füchten Keller te huuken. Kein Wunder, dat me Frauen met kleinen Blahn op et Land schickete.

Fliegeralarm störte ouk de Arrebet in Fabriken, in Büros un in Schaulen. In der I-ëserkuser Schaule woortent bie Voralarm de Blahn ut dem Duarrepe heimegeschicket, sei sullent dei Kinger van utwärts metniammen. As der Krieg tauseihnds nöher koom, houv me op dem Schaulhuave hinger dem Gebügge nen Splittergraben ut. Dat besuarretent dei ölleren Jungen. Dobie goov et sou en Gedränge met Hacken un Schüppen, dat et tau Unfällen koom. Dem Günter haant se in nen Schinken gehacket un dobie de Butze teriëten. Et blauete düchtig, abber taum Glücke wor et blous hallev sou schlimm.

Viëll te seihn goov et bie der Hackerigge unger nem Habaukenstruke. Do kunn me Engerlinge vam Maikäfer tau verschiedenen Tieden siener Entwickelunge seihn. — Gebrucht woorte der Graben Gott sie Dank nit.

In den Groutstian wor der Schaulbetrieb bolle nit meih miichlik. De Blahn koment – vam Alarm in der Nacht hiar – schlecht utgeschlophen in de Schaule, un kuum worent se do, muchtent se alt wiër in den Keller. Mannege Stia schicketent ganze Klassen noh Oberbayern odder an de Nordsee, domet dei Kinger wiënnigstens ne tiedlang ruhig schlophen kunnent un geregelten Ungerricht kreigent.

Ouk im Olper Gymnasium woorte et im letzten Kriegsjohre ständig schwödder, den Stundenplan intehollen. Bolle jeiden Dag goov et Alarm, einmol freuher, einmol späer. Et wor wall strenge verbuan, dat Schaulgebügge te verloten, wann Alarm geiaben wor, abber manniger Schäuler, dei met me Rah gekummen wor, satte siëck aff, fiür viull, wann de Sirenen giëgen ellef Uhr hültent. Meistens koom dei Entwarnunge sou späh, dat et dann keinen Unterricht meih goov.

Me muchte dann mannegmol bit wiet in den Nohmiddag rin im Keller sitten un dann ase Büterling met liërrem Magen dei twalfe Kiloumeiter bit noh Heime trampelen. Sou wor me lichte versocht, siëck bie Alarm fortens wegtemaken.

Ouk vie Schäulers ut dem Iserkuser Grunde – Heinz, Alfred un iëck – sprungent op et Rad, trootent kräftig in de Pedale, susetent diurrech de „Schluppe“ op de Provinzialstroote in der Weuste un rolltent diurrech Ronnewinkel, Rousendahl un Neiken op Heime los. Dat ging abber nit luter ganz ohne Openhalt. An einem Dah muchtent vie alt direkt biem Luftschutzstollen in der Weuste aanhollen, weil me dei Fliegers siege iübbere unsen Köppen nit iübberehören kunn.

VON KRIEG ZU KRIEG

Wir wussten, dass Tiefflieger akute Gefahr bedeuteten:

Die Jäger schossen mit Bordwaffen damals auf alles, was sich bewegte. Sie suchten meist Soldatentrupps oder Transportfahrzeuge, sie verschonten aber auch nicht den Bauern und seinen Ochsen auf dem Feld und auch nicht harmlose Radfahrer. Eine kurze Zeit haben wir uns in dem feuchten Stollen aufgehalten, den auch mehrere Personen aus der Umgebung aufgesucht hatten.

Als das Gebrumm verebbte, strampelten wir weiter. Die Straßen waren keineswegs wegen des Alarms leergefegt: Laster, Militärtransporter, Panzer, Zugmaschinen mit Geschützen aller Größen und Begleiter auf Motorrädern mit Beiwagen brausten bedenklich nahe an uns vorbei. Sie drängten uns ab auf den schmalen, unbefestigten Randstreifen zwischen der Fahrbahn und den dicken Allee-Bäumen.

Unsere Eltern wussten sicher nicht, wie es auf der Straße zuging, sonst hätten sie uns wohl nicht mehr zur Stadt geschickt.

Hinzu kam noch – auch kriegsbedingt: Mein Fahrrad für Erwachsene harmonierte nicht mit meiner Körpergröße. Wenn ich auf dem Sattel saß, konnte ich die Pedale nicht erreichen. So stand ich meist. Das wiederum nahm das Getriebe übel, es „trat sich durch“, wie wir sagten. Das gerade stärker belastete Pedal rutschte rasant, weil ohne Widerstand, von der oberen auf die untere Stellung. Dabei kam jedes Mal mein Kinn in bedenkliche Nähe der Lenkstange. Alfred und Heinz fuhren meist vorauf, sie sahen sich nach mir um, verlangsamten sogar öfter ihr Tempo, damit ich den Anschluss nicht verlöre. Da rollte nun auch noch der Deckel meiner Fahrradglocke auf den Boden. Zum Aufheben blieb mir keine Zeit, ich musste weiter! So trat ich hastig in die Pedale, denn die Flugzeuge konnten jeden Augenblick wieder drohend über uns kreisen.

Die Alarmstimmung vergrößerte an diesem Tage die Hektik auf der Straße, aber ohne ärgerliche Störungen verliefen die Radfahrten nur selten. Weil man etwa keine Decken und Schläuche kaufen konnte, entwich regelmäßig die Luft aus den alten Reifen. An einem anderen Tage riss die Kette.

Eines Morgens brach mir auf dem holprigen Kopfsteinpflaster an der Winterbergstraße die Gabel am Vorderrad. Oft genug habe ich voller Groll das Fahrzeug ans Ufer gestoßen, es aber jedes Mal nach kurzem Besinnen zurückgeholt und kilometerweit geschoben. Was blieb mir schon anderes übrig!

VON KRIEG ZU KRIEG

Vie wusstent, dat Tiefflieger areg gefährlich sin kunnent.

Dei Jägers schoutent met den Bordwaffen domols op alles, wat siëck bewiëte. Sei sochtent wall Trupps van Saldoten un Militärlastwagen, sei schuantent abber ouk nit den Bueren met sienem Ossen op me Felle un ouk nit den suarreglosen Jungen op me Rah. Ne kuarde Tied hent vie uns in diam füchten Stollen opgehollen, wou et Water an den Wängen raffleip, tehoupe met anderen Lühn ut der Nohberschop.

As dat Gebrumme schwiaker worte, fohertent vie widder. Dei Stroten worent abber nit liërr bie diam Alarm: Lastwagen, Militärtransporter, Panzer, Zugmaschinen met Geschützen van allen Kalibern un Eskorten op Motouerrahn met Sietenwagen brusentent gefährlich nohge an uns vorbeie. Sei drängetent uns aff op dian schmalen Randstriepen tüsser der Fouherbahne un den dicken Alleeböimen.

Taum Glücke wusstent unse Ellern nit, wou et op der Stroote utsooch, süß heent sei uns gewiß nit meih wechgeschicket.

Tau diamme – ouk wiagen diam Krieg: iëck fohrte op nem Rah fiür groute Lüh, dat poss nit tau miener Körperlänge. Wann iëck op dem Sattel soot, koom iëck met den Fäuten nit an de Pedalen. Diarrümme stund iëck de meiste Tied.

Dat abber nohm mie dat Getriebe iübbel, et „troot siëck di-ürrsch“, as vie sachtent.

Dat gerade stärkeker belastete Pedal rützete im Hurra ohne te arreben van der iübbesten bit in de üngeste Stië. Dobie haa iëck miëck alt en paar Mol met dem Kiënn an der Lenkstange gestouten. Alfred un Heinz fohertent meistens viärrut, sei soogent siëck noh mie ümme, wortent langsamer, domet iëck den Anschluß nit verlous.

In diar Nout rollte nu op-es ouk noch der Deckel van miener Radglocke op der Stroote! Do wor keine Tied, den Deckel flott optehiëben, iëck muchte widder!

Nu troot iëck kräftig in de Pedalen, dei Flieger kunnent jou jeiden Ougenblick wiër iübbere uns kreisen un dräuen.

Dei Alarmstimmunge vergrötterte de allgemeine Hektik op der Stroote an diëm Dah, abber bolle bie jeider Fouhert goov et irgend einen anderen Iarreger: Sou verlous ständig et Rad de Luft, nigge Mäntel un Schläuche kunn me jou nit koupen. An nem anderen Dah reit de Kië. An einem Muaren brook mie op dem hulperigen Kopsteinplaster an der Winterbiarrigstroote de Gaffel am Viüdderrah. Mannegmol hebbe iëck dat Rad verdreitliëck an en Auber gestouten, abber jeides Mol gualte iëck et kuart dropp wiër un schouw et dann Kiloumeiter wiet. Wat bleiv mie dann ouk anderes iübbereig!



ALBERT STAHL
AM EÏSTKOMMUNIOUN-DAH,
AM 2. MAI 1943

VON KRIEG ZU KRIEG

Irgendwann konnte ein geordneter Unterricht nicht mehr erteilt werden. Einige Lehrer wurden noch einberufen, andere mussten den Volkssturm organisieren. Versorgungsschwierigkeiten bei der Gasheizung führten zu Winterferien vom 4. Dezember 1944 bis zum 22. Januar 1945. Bald danach wurde der Schulbetrieb ganz eingestellt, weil wegen der Fliegerangriffe, die ja auch Olpe befürchten musste, das Treffen einer großen Schülergruppe nicht mehr verantwortet werden konnte. Als die Stadt am 28. März durch Bomben schwer heimgesucht wurde, hatten die Schulen schon längst ihre Tore geschlossen.

Trotz des Geredes in den Radio-Nachrichten über ruhmreiches Vorgehen oder „heldenhaften Rückzug aus taktischen Gründen“ in Frankreich, auf dem Balkan oder in Russland erschien uns der Krieg durchaus nicht so erfreulich. Jeder hatte den Bruder oder den Vater nach kurzer Urlaubszeit zum Bahnhof begleitet, jeder hatte schmerzvoll gesehen, dass Mütter und Ehefrauen ihre Tränen nicht unterdrücken konnten. Das wurde besonders arg, wenn es nach Russland an die Front ging.

In Frankreich hatten die Soldaten nach dem Feldzug 1940 bis zur Landung der Amerikaner und Engländer 1944 Aufgaben als Besatzer wahrzunehmen, in Russland dagegen wurde erbittert gekämpft und zudem noch erbärmlich gefroren.

Aus dem Osten kamen in dieser Zeit Trauermeldungen in viele Familien. Manchen Müttern raubte der Krieg zwei oder gar drei Söhne, Kinder im jugendlichen Alter von zwanzig, - zweiundzwanzig Jahren.

Das Überbringen der Todesnachricht war Aufgabe der Ortsgruppenleiter. Trösten mussten immer wieder die Geistlichen. Der Nachruf in den Zeitungen wurde zum Ende des Krieges verboten, es waren zu viele Anzeigen, und das machte schlechte Propaganda für das System.

BUCHHAGENER HÖFE BRENNEN AB

Zu den ersten Fliegergeschädigten in unserem Bereich gehörten die beiden einsam gelegenen Bauernhöfe zu Buchhagen. Zu Beginn des Monats September 1944 wurden beide Gebäude von Brandbomben getroffen und weitgehend zerstört. Sicher vor einem Luftangriff war man also auch nicht im kleinsten Weiler!

Wir Jungen haben uns die Ruinen ein paar Tage später angesehen. Einen Teil des Schutts hatte man schon weggeräumt. Es wurde gleich mit dem Aufbau der Häuser begonnen, damit Menschen und Vieh im Winter eine Bleibe hätten. Der Schaden für die Bauern war groß, auch wenn sie von vielen Seiten her Hilfe bekamen. Im Winter fuhren Nachbarn aus Brachtpfe durch die Ortschaften von Hof zu Hof und sammelten Heu und Getreide für die Buchhagener. Das war damals üblich, wenn ein Gehöft abgebrannt war. Hier, aber auch ganz allgemein konnte man beobachten, dass die Menschen in der Zeit enormer äußerer Not eng zusammenstanden.

VON KRIEG ZU KRIEG

Et duerte nit meih lange, do kunn me keine Schaule meih hollen. Lehrer muchtent noch Saldote weren odder den Volkssturm organiseieren. Weil de Gasheizung mannegmol utfeil, goov et Winterferien vam 4. Dezember 1944 bit taum 22. Januar 1945.

Bolle donoh woorte de Schaule geschluaten. Me kunn et jou ouk nit verantworten, sou vielle Schäulers te versammelen, wann me met nem Fliegerangriep riacken muchte. As am 28. März de Staat diurrich Bomben schwor getruapen woorte, haant de Schaulen alt lange iarre Döüers taugemaket.

Et woorte wall in den Radiu-Nohrichten viell gestrunzet vam „ruhmrieken Vüarmarsch un vam heldenhaften Rückzug ut taktischen Gründen“ in Frankriek, op dem Balkan odder in Rußland, abber vie kunnent do nix Schöines drane fingen. Jeider haa sienen Brauer odder den Vatter noh nem kuarten Urloub an den Bahnhuav gebracht, jeider haa betruapen geseihn, dat Mütter und Ehefrauen iarre Trönen nit re-tourhollen kunnent. Dat wor besonders schlimm, wann et noh Rußland ging.

In Frankriek de intent dei Saldoten noh me Feldzuge 1940 bit tau der Landunge van den Alliierten 1944 ase Besatzer, in Rußland abber woorte bit op et Metz gekämpft un dotau noch erbärmlich gefruaren.

Ut dem Osten koment in diër Tied Douesnohrichten in mannege Familie. Viellen Müttern froot der Krieg twei un sougar drei Siinne, Kinger – noch im jugendlichecken Oller van twintig, tweientwintig Johren. De Ortsgruppenleiter van der Partei drachtent dei Nohricht in de Familien; tröüsten muchtent dann abber wiër de Pastöüers. Giegen Kriegsenge duurte me keinen Nohraup in den Tidungen meih affdrucken, dei Aanzeigen maketent jou schlechte Propaganda fiür dat System.

BAUKHAN BRENNT AFF

Den eisten richtigen Schaden diurrech Flieger kreigent vie op Baukhan te seihn. Dei beien Hüave woortent Anfang September 1944 van Brandbomben getruapen un branntent gröztendeils aff. Siëcker viür nem Luftangriep wor me alsou ouk nit in dem klennten Duarrepe. —

Vie Jungen hent uns dei Ruinen en paar Dah späer angeseihn. Do wor alt en giudd Deil van diam Schutt wechgerümet. Me ging soufort an den Opbau, domet Lüh un Veih im Winter ungerkoment. Der Schaden fiür dei Bueren wor grout, ouk wann se Hüllepe kreigent. Im Winter fohertent iarre Nohbers diurrech den Grund van Huav tau Huav un sammeltent Heu fiür de Baukhaner. Dat woorte freuher luter gemaket, wann en Buerenhuav affgebrannt wor. Hie, abber ouk ganz allgemein kunn me faststellen, dat de Lüh in Tieden met extrem grouter Nout siëck giögensietig met groutem Hiarten hellepent.

ANGRIFF AUF EINEN ZUG AM OLPER BAHNHOF

Am 28. September 1944 flogen fremde Flugzeuge einen Angriff auf einen Benzin-Zug im Olper Bahnhof. An diesem Nachmittage hütete ich wie üblich auf dem „Höchsten“¹, etwa eine halbe Stunde vom Dorf entfernt, unsere Kühe. Von dem Feld aus kann man den ganzen Iseringhausener Grund übersehen und auch den Olper Bereich bis zur Griesemert hin.



Die Stadt selbst konnte man nicht erkennen, damals waren die Häuser noch nicht über die Talränder hinaus errichtet worden, nur das weite Gebäude des Klosters im Osterseifen gab einen Markierungspunkt ab. Ich konnte auch etwa einen Kilometer talwärts den Acker sehen, auf dem meine Geschwister mit Nachbarn Kartoffeln ernteten. Aber hier oben auf dem Höchsten stand ich allein mit meinen vier Kühen und dem fuchsfarbenen Hunde.

Urplötzlich brausten Flieger heran, Jabos, wohl vier Stück. Sie kamen einer hinter dem anderen genau auf mich los. Ich hatte schon oft gehört, dass die Besatzung auf alles schoss, was sich zeigte, aber wo sollte ich mich mitten auf dem weiten Felde verstecken?

Nun lagen gleich neben mir größere Haufen von Kartoffelkraut. Schnell warf ich mich auf die Sträucher und beobachtete die Flieger. Sie wendeten gerade über unserem Felde, zogen eine Linkskurve auf den Huppen zu, sausten hoch über die alte Landstraße hinweg nach Rüblinghausen hin und stürzten sich auf Olpe hinab. Es knallte aus manchem Rohr, und schwarzer Rauch stieg auf.

Und erneut rasten die Flugzeuge auf mich los. Ich hatte aber meine Angst überwunden, weil die Besatzung ja ein wichtigeres Ziel hatte als meine Kühe. Wieder zogen sie über mir eine Kurve und stürzten sich auf die Stadt. So ging das wohl auch noch ein drittes Mal, dann kehrte wieder Ruhe ein. Mich hielt nun nichts mehr auf dem Felde, es war ohnehin bald an der Zeit, die Tiere nach Hause zu treiben. Dort erzählte ich der Mutter, was ich gesehen und gehört hatte.

¹ Das Photo von der Frau mit den Kühen oben wurde ziemlich genau an dem hier beschriebenen Platze aufgenommen, nur ein Jahr vorher. Dort, wo der Hafer zu sehen ist, befand sich im nachfolgenden Jahre 1944 unser Kartoffelfeld. Das Kraut hatte man abefahren und auf der Grasfläche gelagert.

AANGRIËPP OP NEN ZUG AM OLPER BAHNHUAVE

Ziemlich nohge ging mie Enge September 1944 (28.09.) der Beschuß van einem Benzin-Zug im Olper Bahnhuave. Ieck wor gerade eleven geworen un hotte op me Höüsten, ne hallebe Stunde van dem Duarrepe aff, unse Käuh. Van diam Felle ut, kann me den ganzen Grund iüßberseihn un wiet iüßber Olpe un den Oustersiepen hiénweg bit op de Griesemert.

Van der Staat sooch me domols noch nix, dei Hüüser haa me noch nit an den Hängen ropp gebugget. Seihn kunn ieck ouk unse Familie, nen Kilometer weg op Heinderickes Broke.

Der Nohber un vie maketent domols in Kumpenie de Tufelen ut. Uaben op me Höüsten abber soot ieck alleine met dem Veih un unsem fossigen Hunge.

Op-es brusentent Flieger heraan, Jabos, veier Stück. Sei koment eíner noh me anderen genau op miéck los. Ieck haa alt gehoort, dat dei op alles schoutent, wat te seihn wör, abber wou sull ieck miéck midden op me grouten Felle verstoppen? Nu lachtent do Höüpe van Tufelenstrengelen, dei me op den Klei gefouhert haa.

Ieck schmeit miéck op dei Strúke un poss den Fliegers op. Sei drehtent gerade iüßber unsem Felle, maketent ne Linkskurve op Hupen tau, susetent houhge iüßber der ollen Landstrote noh Rúbekusen un stiörtetent siéck op Olpe. Et knallte ut mannegem Róüher un schwarter Rouk steig op.

Un wiér kooment dei Flieger op miéck los. Nu wor ieck nit meih sou bange, weil dei Besatzunge jou en wichtiger Ziel haa. Sou ging dat gewiß ouk noch en drittes Mol, dann worent dei Jabos weg.

Miéck heil nu nix meih op me Felle, ieck dreiv de Diere heime, et wor sou alt bolle an der Tied, un vertallte der Mama, wat ieck geseihn un gehoort haa.



28. September 1944: Nach einem Tieffliegerangriff brennt ein Treibstoffzug im Olper Bahngelände.
(Repr.: Stadtarchiv Olpe)

(Repro des Stadtarchivs Olpe für die Heimatstimmen)

VON KRIEG ZU KRIEG

Am folgenden Tage konnte ich auf dem Wege zur Schule in Olpe die ausgebrannten Tankwagen erkennen, sah auch das aufgerissene Dach am Gebäude der Armen Franziskanerinnen dem Bahnhof gegenüber. Ein Mitschüler zeigte uns später die völlig zerstörten Häuser hinter der Martinus-Kirche, wo man seine Tante tödlich getroffen hatte.

EIN LIGHTNING ÜBER ISERINGHAUSEN

Gefährlich nahe kam mir der Krieg kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner in unser Dorf. An einem Nachmittage in der Karwoche, am 28 März 1945, war in der Pfarrkirche eine Zeit für die Kinderbeichten festgesetzt. Es war üblich, dass ein Kind auf andere wartete, damit man auf dem Heimwege Gesellschaft hatte, an diesem Tage aber war ich allein unterwegs. Als ich nun gerade über den Hügel, den Hannemert, hinweggegangen war, hörte ich einen Tiefflieger hinter mir. Gleich darauf sah ich einen Lightning, einen Doppelrumpfigen, über den Berg kommen, direkt auf mich zu.

Wir wussten, dass diese Flugzeuge extrem gefährlich werden konnten, weil sie mehrere Bordkanonen besaßen. Darum warf ich mich sogleich an die Böschung.

Kaum war der Flieger in einer Linkskehre über mich hinweggebraust, da stand ich auch schon wieder auf den Füßen und rannte auf das Dorf los. Gleich aber hörte ich den Brummer schon wieder im Nacken, und ich lag auch schon wieder am Ufer.

Ich rechnete mit allem und freute mich, dass ich vorhin zur Beichte gegangen war. Ob der Teufel-Flieger nun noch ein drittes Mal herankam, ist mir nicht erinnerlich, mir reichte es auch. Der Angriff hatte einem Wehrmachtswagen gegolten, der auf dem Wigger an einer Scheune geparkt worden war. Das Fahrzeug brannte völlig aus, und Rousen Haus zeigte an der Giebelseite starke Beschädigungen.

DIE FRONT KOMMT NÄHER

Jetzt wurde es uns zu Hause auch ein wenig bange, an unserer Scheune stand nämlich auch ein Laster, und im Wagenschuppen hatte man einen Panzerspähwagen versteckt. Die deutschen Truppen waren von allen Seiten eingeschlossen und wussten nicht mehr, wohin mit ihren Fahrzeugen. Zudem fehlte ihnen auch der Treibstoff. So stellten sie Panzer und Lastwagen hinter den Häusern ab oder an Waldwegen. Sie meinten wohl, dann würden sie nicht gesehen, wenn über der Region die „Lahme Ente“ kreiste.



VON KRIEG ZU KRIEG

Am anderen Dah, as iëck tau der Schuale in Olpe wull, sooch iëck utgebrannte Tankwagen, sooch ouk dat opgeriëttene Daak am Gebügge van den Aremen Franziskanerinnen un andere kaputte Hüüser.

En Metschäuler zeigete uns dei demoleierte Wannunge hinger der Martinus-Kiarreke, wou ne Tante van iamme dout geblieben wor.

LIGHTNING IÜBBER ISERKUSEN

Areg brenzlich woorte et mie kuart viür me Inmarsch van den Amerikanern in den Grund. An nem Nohmiddah in der Karwiake, am 28. März 1945, soot der Vikar in der Kiarreke te Iëserkusen Bichte fiür de Blahn. Meistens waarte ein Kind op dat andere, domet me Kumpenie haa op me Heimwia; an diëm Dah abber wor iëck alleine ungerwians. As iëck nu iabend hinger me Hannemert wor un Hallevkusen alt seihn kunn, hoorte iëck nen Tiefflieger hinger mie. Op-es sooch iëck nen roosigen Lightning, en Doppelrumpfigen, iügger den Biarrech kummen, direkt op miëck tau.

Vie wusstent, dat dei ut viellen Röhers scheiten kunnent, diarrümme schmeit iëck miëck noh me eisten Blick direkt an nen Auber. Soubald dei Flieger iügger miëck wechgebruset wor, stund iëck op den Beinen un leip op et Duarrep los. Do abber hoorte iëck den Brummer alt wiër im Nacken, un iëck lachte ouk alt wiër am Auber.

Iëck riakete met allem un freuete miëck, dat iëck gebichtet haa. Sou worent vie gewiß im Unterricht opgeklört woren. Of dei Döübel-Flieger noch en drittes Mol koom, kann iëck nit behaupten, mie schickete et ouk. In Iëserkusen hant se op me Wigger en Wehrmachtswagen hinger einer Schüre in Brand geschuaten un ouk Schrieners Huus wor an der Giëbbelsiete areg kaputt.

DE FRONT KIÜMMET NÖHGER

Jetz woorte et uns te Heime en wiënnig bange, an unser Schüre stund jou ouk sou en Laster, un in me Wagenschoppen haant se nen Panzerspähwagen verstoppet. De Dütschen worent van allen Sieten ingeschluaten un wusstent nit meih, wouhiën met dem Fouherwiarrek. Tau diamme fehlte ian ouk dat Benzin. Sou staltent sei Panzer un Lastwagen hinger den Hüüsern aff odder an Biarrechwian. Sei meintent, dann wörtent se nit geseihn, wann iügger der Giëgend de „Lahme Ente“ kreisete.

VON KRIEG ZU KRIEG

So nannte man ein amerikanisches Flugzeug, das jeden Tag hin und her flog und dabei die Lage sondierte. Diesem Aufklärer blieb wohl nichts verborgen, auch wenn die Deutschen ihre Panzer und Kanonen noch so gut versteckten. Wieso die „Ente“ so tief über die Häuser hinweg fliegen konnte und dabei nicht gestört wurde, war uns allen ein Rätsel.

Beim Ausspionieren half zudem noch der klare sonnige Frühlingshimmel. Schon seit Beginn des Monats März hatten wir trockenes, freundliches Wetter, das die Bauern eifrig nutzten, um die Felder zu bearbeiten. Am 22. März schon säten wir unseren restlichen Hafer, das habe es bisher wohl noch nicht gegeben, sagten ältere Männer. Die Landwirte freuten sich und meinten, was in der Erde liege, könne nicht mehr in der Scheune verbrennen. Wegen der Tiefflieger war die Feldarbeit aber lebensgefährlich, auch in unserem Bereich sind Menschen dabei totgeschossen worden. Damals bereitete mein Vater gerade den Acker auf dem langen Feld auf der „Heilde“. Dort eggte er mit zwei Ochsen. Als nun Tiefflieger über ihn hinwegsausten, gerieten die Tiere in Panik und flüchteten mit der breiten Egge den Hügel hinab bis vor die Stalltür. Meinem Vater war das eine Warnung, er zog nur noch frühmorgens oder gegen Abend mit den Tieren aufs Feld.

Jeder sah nun, dass der Krieg dem Ende entgegen ging und für die Deutschen verloren war. Nur eingefleischte „Nazis“ redeten noch von einer Wunderwaffe und von einem Endsieg. Auch die Soldaten mussten noch ihren Dienst leisten, fanatische SS-Männer und Militär-Polizisten fuhren ständig durch die Gegend und brachten einzelne, die sich schon auf den Heimweg gemacht hatten, noch vor ein Kriegsgericht.

Ältere nicht mehr wehrtaugliche Männer wurden zum Volkssturm befohlen. Mein Vater sollte mit anderen auf der Straße von Iseringhausen nach Brachtpe eine Panzersperre bauen und bewachen. Dort wurde ein Graben von einem Meter Breite quer durch den Weg aufgeworfen. Hinein setzte man hochkant Eisenbahnschwellen und stampfte sie in der Erde fest. Die Männer sollten sich alsdann in der Nähe verstecken und beim Heranfahren der Amerikaner mit einer Panzerfaust den Einmarsch stoppen. Bei Hillmicke sind an solch einer Sperre dreizehn Helfer nachher beim Abräumen zu Tode gekommen.

Die Männer erkannten den Unsinn solcher Maßnahmen, einzelne versteckten sich bei Verwandten, wenn sie in den letzten Tagen des Krieges zum Dienst befohlen wurden. Mein Schwager aus Hützemert hielt sich in unserem Hause auf. Es sollte ihm nicht so ergehen wie seinem Vater, den man mit sechzig Jahren ein paar Wochen vorher noch an die holländische Grenze beordert hatte.

Zum Glück dauerte dieses ganze Durcheinander nur noch ein paar Tage. Man hörte, die Amerikaner ständen schon bei Betzdorf, am andern Tage wurde von Kämpfen bei Siegen berichtet. Große Kolonnen deutscher Soldaten zogen durch unsere Region auf das Ruhrgebiet hin.

VON KRIEG ZU KRIEG

Dat wor en amerikanischer Flieger, ne einmotorige Maschine, dei jeiden Dag hiën un hiar floug un de Lage opnohm. Diam Opklärer ging nix dodiurrech, do kunnent dei Dütschen iarre Autos un Panzer noch sou giudd verstoppen. Wiesou dei Ente sou ganz siege iüber de Hüüser fleihn kunn un nit dobie gestört woorte, wor uns allen en Rätsel. Biem Utspionieren hullep taudiamme noch dei kloore, sunnige Freuhjohrshiëmmel.

Schon siet Anfang März haant vie drüge, fründliëck Lentewiar, un de Bueren arrebetent flietig op den Fellern. Am 22. März haant vie alt unsen Haber gesät, dat wor gewiß noch nit dogewiast. De Bueren freuetent siëck un meintent, wat in der Eere lächte, künn nit meih in der Schüere verbreun.

Wiagen dian Fliegern wor et abber liabensgefährlich op den Fellern, ouk in unser Giëgend hent se Lüh bie der Arrebet doutgeschuaten. Domols stalle mien Vatter dat lange Feld op der Heilde aan. Hei iëte do met twei Ossen. As nu Tiefflieger i-üüber ian wechsusent, pock dei Ossen de Panik. Sei flüchtetent metsamt der breiën Iët der Heilde raff bit viür de Stalldüare. Fiür mienen Vatter wor dat ne Lehre, hei touch nu ouk blous noch muarrens freuh odder giëgen Obend met den Diëren op et Feld.

Jeider sooch nu, dat et met dem Krieg op et Enge losging un dei fiür de Dütschen verluaren wor, blous utgewiësene Nazis fasekent noch van ner Wunderwaffe un van nem Endsieg.

Ouk dei Saldoten muchtent noch op Posten sin, fanatische SS-Lüh un Militärpolizisten fohertent ständig diurrech de Giëgend un brachtent einzelne, dei siëck op den Heimwiag gemaket haant, noch viür en Kriegsgericht.

Öllere un utgemusterte Männer woortent noch taum Volkssturm befuahten. Mien Vatter sull met anderen op der Strote van Iëserkusen noh Brachtpe ne Panzersperre buggen un bewachen. Do woorte en ein Meiter breier Graben quer iüber den Wiag geschmiëtten. Dodrin satte me Iësenbahnschwellen houchkant un stampete se in der Eere fest. Dei Männer sullent dann nohgebie liën un met ner Panzerfaust op de Amis scheiten. Bie Hillmicke sind an sou ner Sperre nohiar drittiën Lüh biem Afrieten ümmegekummen.

Einzelne Männer verstoppentent siëck bie Verwandten, wann sei in den letzten Dahn taum Volkssturm sullent. Mien Schwoger ut Hützemert heil siëck bie uns op. Et sull iam nit sou gohn as sienem Vatter, dian se met sechzig en paar Wiaken viürhiar noch an de holländische Grenze gefohert haant. Taum Glücke duerte dei ganze Rummel nit meih lange. Me hoorte, dat der Ami alt bie Betzdorf stund, anderen Dahs woorte van Kämpfen bie Siegen vertallt. Dütsche Saldoten tougent diurrech unse Giëgend op et Ruhrgebiet los.

VON KRIEG ZU KRIEG

Andere jedoch stellten im Dorf noch Kanonen auf. Am Hannemert, etwa dort, wo mich der „Lightning“ erschreckt hatte, standen gewiss fünf Geschütze mit extrem langen Rohren. Es wurde später erzählt, dass durch diese Waffen einige Häuser und Scheunen in Brachtpe zerstört worden seien.

Als am Tage vor dem Einmarsch keine fünfzig Meter von unserem Hause entfernt eine Kanone in Stellung gebracht wurde, machte das die Eltern sehr besorgt. Es heißt ja: „An den Platz, von dem geschossen wird, fliegen als Antwort andere Granaten zurück.“ Vater trug den letzten Vorrat an Roggen und Hafer aus der Scheune in die Weide hinter dem Schuppen, die Dreschmaschine zog er nahe an die Tententür und löste alle Bremsblöcke, damit sie bei einem möglichen Brand noch gerettet werden könnte. Auch die jüngeren Kinder wurden aus der Gefahr gebracht. Die Frau aus Neuß versteckte sich mit uns hinter der Heilde in Schröes Berg. Wir wurden streng angehalten, nicht auf das freie Feld zu laufen. Weil das Wetter recht angenehm war, und wir einen guten Vorrat an Waffeln und Himbeersaft mitnehmen konnten, erschien uns die Zeit bis zum Abend nicht gar so lange.

VOR DEM EINMARSCH

Am nächsten Tage sahen wir vom Küchenfenster aus immer noch das Geschütz am Garten des Nachbarn. Mutter kochte einen Topf voll Kartoffeln und eine gute Portion Sauerkraut. Dann gingen wir in den Unterstand hinter der Scheune, Vater aber beobachtete die Lage vom Hause aus.

Kurz vor Mittag erschreckte uns eine starke Detonation, wir hielten den Atem an. Als weiter nichts geschah, verließ einer den Bunker und schaute sich um. Vater erklärte ihm, man habe das Geschütz an wichtiger Stelle gesprengt und so unbrauchbar gemacht.

Als nachher jemand Kartoffeln und Sauerkraut holen wollte, lag dort das Glas aus dem Küchenfenster im ganzen Raum verteilt und auch im Sauerkraut. Das aber war nur ein kleines Übel!

Den Unterstand – wir sagten damals „Bunker“ – hatte Vater als geübter Schanzer aus dem 1. Weltkriege schon lange vorher hergestellt. Er bestand aus einem zehn Meter langen, recht breiten Gang vom Wege aus in einen Hügel hinein. Daran schloss sich im rechten Winkel ein ebenso langer Graben an. Die Sohle am Ende lag gewiss drei Meter tief im Erdreich.

Der Gang war abgedeckt mit kräftigen Weidepfählen und einer hohen Lage Reisigbündel. Der Bunker hatte hinten einen Notausstieg über eine Leiter. Das Ganze war natürlich ein Provisorium, Wasser tropfte von den Wänden und löste die Erde auf. Aber an Lehm stirbt man nicht, und hier ging es ja in diesen Tagen um Leben und Tod. Noch nie waren uns kämpfende Truppen so nahe gekommen. Jedenfalls beruhigte dieser Unterstand.

VON KRIEG ZU KRIEG

Andere stalltent abber bie uns noch Kanounen op. Am Hannemert an der Hallevkuser Siete stunnent gewiß fief Stück met ganz langen Rööhers. Se vertalltent nohiar, dat diëse Geschütze en paar Hüüser un Schüeren in Brachtpe kaputtgeschuaten heent. As am Dah viür me Inmarsch keine fufzig Meiter van unsem Huuse wech ne Kanoune opgestallt woorte, kreigent vie et met der Angest te daune. Me siët jou, wouhiar geschuaten wert, dohiën wert ouk retourgeschuaten. Der Papa drachte den Vüarrot an Koren un Haber ut der Schüre in de Weie hinger me Huuse, de Diassemaschine touch hei bit in de Tennendüare, domet me dei flott retten kunn, wann et breun süll.

Ouk dei jüngerer Blahn woortent ut der Gefohre gebracht. Vie gingent met der Fraue ut Neuß hinger de Heilde in Schröües Biarrech. Et woorte uns aangesacht, nit op et frië Feld te loupen. Weil de Luft recht warem wor un vie nen giudden Vüarrot an Waffelen un Himpertensaap bie uns haant, woorte uns dei Tied bit taum Obend gar nit sou lang.

VIÜR ME INMARSCH

Am anderen Dah soogent vie ut dem Kükkenfinsteren luter noch dat Geschütz an Nohbers Garen. Nu kuakete de Mama en Pott viull Tufelen un ne giudde Portioun Suëremaus. Dann gingent vie alle in den Ungerstand hinger me Huuse.

Kuart viür Mittag goov et en Rums, vie heilent den Oom aan. As nix meih hingerhiar koom, sooch es eïner noh. Et stalle siëck rut, dat me et Geschütz gesprengt haa. Dat kunn alsou nit meih scheiten.

As nohiar eïner Tufelen un Suëremaus guallen wull, lachte dat Glas ut me Kükkenfinsteren in dousend Stückern op Diss un Buam un ouk in me Maus. Dat wor noch kein Grund taum Klahn.

Dian Ungerstand, vie sachtent domols Bunker, haa der Papa ase oller Schanzer ut me eïsten Weltkriege alt lange viarrut gebugget.

Et wor en tiëhn Meiter langer, recht breier Gang vam Wia in den Auber rin, doran schlout siëck im rechten Winkel en genau sou langer Gang aan. Dei Graben wor bestimmt am Enge drei Meiter deipe.

Uaben driübbber lachtent dicke Weiepöhle un ne houhge Lage Schanzenholt. Fiür de Nout kunn me hingen iübbber ne Leiere rutkleteren. Dat ganze wor natürlich en Noutbehellep, dat Water trüppelte van den Wängen un löüsete den Leimen op. Abber an Dreck stiërrebet me nit, un hie ging et jou in diën Dahn ümme Liaben un Dout. Noch nü worent uns frümmede Saldoten sou nohge gekummen. Jeidenfalls beruhigete sou en Ungerstand.

VON KRIEG ZU KRIEG

Andere Familien im Dorf hatten es uns nachgemacht, aber sie wohnten nicht so günstig in der Nähe eines hohen Ufers. Sie mussten noch ein paar hundert Meter vom Haus bis zum Graben laufen.

Am Nachmittag des 10. April herrschte noch ein hektischer Betrieb in unserem Orte: Letzte kleinere Gruppen von Soldaten fuhren aus dem Dorf hinaus, größere Lastwagen wurden am Straßenrand abgestellt und verlassen. Die jungen Burschen im Ort entwendeten von den Ladeflächen alle erdenklichen Ausrüstungsstücke: Scherenfernrohre und Gasmasken, Rucksäcke und Patronentaschen, Schraubenschlüssel und Spieße, Draht und Nägel, Hacken und Schaufeln aller Arten und Größen.

Aus den Balkenöffnungen schoben die Bewohner lange Betttücher als Zeichen der Übergabe hinaus. Eine Frau musste das Leinen wieder einziehen, weil ein SS-Mann mit einer Pistole das so wollte.

Auch ich war gegen sechs Uhr noch unterwegs: Unser Schaf graste nicht mehr in der Weide, wir konnten es nirgendwo entdecken. Ich lief bis zum Nachbarhause,

aber dort stand es nicht, auch in Schröes Wiese sah ich es nicht, ich suchte es nun im Tal an der Brachtpe. „Baff!“ machte es fünfzig Meter seitab in der Wiese, Erde spritzte hoch. Ein Stückchen entfernt schlug wieder eine Granate ein. Jetzt aber nach Hause! Das Schaf lag friedlich in seinem Stalle. Die Geschosse wurden wohl – so haben wir nachher ausgemacht – von einem Panzer oben auf dem Höchsten abgefeuert.

Gegen Abend an diesem 10. April trugen wir einige Decken und auch ein Federbett in den Bunker. Wir merkten, der Amerikaner würde nicht mehr lange auf sich warten lassen, man konnte es fühlen, dass etwas geschehen musste: Ein letztes Motorrad mit Beiwagen der deutschen Wehrmacht brauste aus dem Dorf hinaus, dann hörte man schlagartig keinen Motor mehr, es wurde unheimlich still.



„DER KRIEG IST AUS!“

VON KRIEG ZU KRIEG



Andere Familien haant et uns nohgemaket, sei wannent abber nit sou günstig an nem Auber ase vie, sou muchtent sei eüst en paar hundert Meiter bit in den Graben loupn.

Am 10. April ging et nohmittags drunger un driüber in unsem Duarrepe. Letzte klendere Einheiten van der Wehrmacht fohertent im Hurra aff. In Schoppen odder an den Wian stund mannger Lastwagen met Wiarrecktüch.

Dei jungen Burschen durchsochtent dei Ladungen un nohment met, wat sei drian kunnent: Scherenfernrohers un Gasmasken, Rucksäcke un Patrouentaschen, Schrubenschliütteln un Niahle, Hacken un Schüppen, groute un kleine van allen Siurten.

Ut den Ballekenluken hingent Beddelaken ase Friedensteichen. Eine Fraue muchte dat Linnen wiër rinte ihn, weil en SS-Mann met ner Pistolle dat sou wull.

Ouk ieck wor ümme seß Uhr noch ungerwians. Unse Schoop haa siëck selbstständig gemaket, vie kunnent et nirregends seihn. Ieck leip bit taum Nohber, abber do fung ieck et nit, ouk in Schröues Wiëse stund et nit, ieck sochte et nu ungen an der Brachtpe. „Buff“, makete et fufzig Meiter sietaff in der Wiëse, Dreck sprützete op. En wiënnig widder wech noch en Inschlach van ner Granate! Jetz abber nix wie heime! Dat Schoop lachte ruhig in sienem Stalle. Dei Granaten woortent – hent vie nohiar utgemaket – van nem Panzer uaben op me Höüsten affgeschuaten.

Giëgen Obend am 10. April drachtent vie en paar Decken un ouk en Fiarenbedde in den Bunker. Vie miërreketent, dat der Ami nit meih lange op siëck waren leit, me kunn et feuhlen, dat wat in me Busche wor:

Dat letzte Motouerrad met Sietenwagen, dat noch tau der dütschen Wehrmacht gehoorte, brusete ut dem Duarrepe rut, dann hoorte me schlagartig kein Knattern meih, et woorte unheimlich stille.

VON KRIEG ZU KRIEG

DIE AMERIKANER KOMMEN

Aus südlicher Richtung - von Römershagen her – kamen die Amerikaner mit drei dicken Panzern in unser Dorf, nicht über den festen Weg, nein, sie fuhren einfach quer über die Felder. Die Spuren konnte man wohl zehn Jahre später noch nachweisen.



Sie brausten über das „Höchste“ und von dort durch den „Diek“, eine recht nasse Wiese, wie der Name schon vermuten lässt; sie kamen von hinten ins Dorf. Auf dem ersten Panzer saß vorn ein Soldat, um die Lage besser überblicken zu können. Um sicher zu gehen, schossen sie vorher ein paar Granaten auf die nächsten Häuser und warteten, ob sich Widerstand regte. Bei Jehanns lagen sodann ein prächtiges Pferd und einige Kühe tot im Stall. Bei Edmunds wurde das Obergeschoss des Wohnhauses völlig verwüstet, es brach zum Glück kein Brand aus.

Im Dorfe hielten sich wohl noch deutsche Soldaten auf, aber sie wollten nicht schießen, sie wollten überleben. Schon vorher hatten sie ihre Gewehre in die Büsche geworfen. Auch in unserem Bunker versteckte sich ein Soldat, Ali, ein junger Österreicher, der sich mit meiner Schwester angefreundet hatte. Er wollte der Gefangenschaft entgehen und sich heimlich in seine Heimat zurückbegeben.

Als die Amerikaner nun das Dorf einnahmen, standen plötzlich zwei von ihnen vor unserem Bunker. Mein Vater hatte sie hingeführt. Einer hielt sein Gewehr auf uns gerichtet, als wir einer nach dem anderen, mit den Händen über dem Kopf, aus der Erde kamen. Ali aber kroch hinten aus dem Graben in den Wald. — Wir atmeten richtig auf!

VON KRIEG ZU KRIEG

DER AMI KIÜMMET

Ut dem Süden – van Rümessen hiar – koment de Amis met drei dicken Panzern in unse Duarrep, nit iüber den festen Wiag, nei, sei fohertent einfach iüber de Feller. Dei Spüars kunn me gewiß tiëhn Johre späer noch utmaken.

Soudann brusetent se diurrech den Diek, ne recht naate Wiëse, sou tesiën koment se van hingen in et Duarrep. Buten op dem eisten Panzer, siëtt der Edmunds Herbert, soot en Saldote un kundschafete dei Lage ut.

Ümme ganz siëcker te gohn, abber schoutent se viürhiar op dei eisten Hüüser un waarent, of Widerstand köm. Bie Jehanns lachte donoh en stödig Perd dout im Stalle un ouk noch en paar Käuh. Bie Edmunds wor der twette Stock vam Wannehuuse ganz verwüestet, taum Glücke abber brannte et nit.

Jetz worent wall noch dütsche Saldoten im Duarrepe, abber dei wullent nit schei-



ten, dei wullent blous i-
üüberliaben.
Sei haant iar-
re Gewiahr
alt viürhiar in
de Büsche ge-
schmiëtten.
Ouk bie uns
im Bunker
verstoppete
siëck ein Sal-
dote, der Ali,
en junger
Mann ut Ös-
terreich.

As der Ame-
rikaner nu dat
Duarrep in-
nohm, stun-

nent op-es twei van dian viür unsem Bunker. Einer heil sien Gewiahr op uns ge-
richtet, as vie einer noh me anderen, met den Hängen iüber dem Koppe, ut der Ere
koment. Der Ali abber kroup hingen ut me Graben in den Biarrech.

Vie öhmetent richtig op!

VON KRIEG ZU KRIEG

DIE SPANNUNG LÖSTE SICH

Das war ja nun, Gott sei's gedankt, gut abgelaufen!

Wir freuten uns, dass wir den Bunker nicht mehr brauchten. Und kurz danach trugen wir alle Decken und Sitze wieder ins Haus zurück. Wir fühlten uns erlöst. Lange Zeit hindurch hatten wir mit Sorge und Angst an die heranrückende Front, an den Einmarsch, gedacht. Die deutsche Propaganda hatte es schlimmer dargestellt als es war, vor allem kamen keine Teufel, es waren eher Befreier. Die Gefahr für Menschen und Besitz war nun für uns abgewendet.

An anderen Orten, wo es beim Einzug der bisherigen Feinde zu Kämpfen kam, hatten die Bewohner stark zu leiden. Auch und vor allem im Osten Deutschlands traf das Vorrücken der Siegermächte die Menschen ungleich härter. Viele waren in großen Trecks geflüchtet, sie wurden von Tieffliegern angegriffen, ihre Fährschiffe auf der Ostsee versenkt, andere durch den strengen Winter in den Tod getrieben. Übergriffe der Sieger beim Einmarsch brachten großes Leid und sinnlosen Tod für die Zurückgebliebenen.

Jene mussten unverschuldetes Unglück erleiden,
wir durften unverdientes Glück erleben.

Bei Kriegsende erinnerte man sich, das Ältere früher gesagt hatten: „Der Feind kommt durch den Diek ins Dorf mit Kirschblüten an der Kappe.“ Nun hatten wir ja Frühling und sie rückten tatsächlich durch den Diek heran, durch die Felder und nicht über den ausgebauten Weg. Es war auch gesagt worden, vor diesen Soldaten brauche man keine Angst zu haben. Anders würde es in späterer Zeit sein, dann würden Truppen im Herbst kommen (wenn der Hafer gemäht würde). Man müsse sodann Brot für drei Tage mitnehmen und in die Berge flüchten. Sie beschrieben auch die Zeit, wann das geschehen könnte: „Dann kann man die Mädchen äußerlich nicht mehr von den Jungen unterscheiden. Die Beamten fressen den Staat auf, und es wird ständig vom Frieden geredet.“ —

So erzählte man das früher im Dorfe.

NUN WAREN DIE AMERIKANER HIER!

Ja, nun hatten wir die Amerikaner im Lande! Wir merkten nicht viel davon, die Arbeit auf dem Hof ging weiter, Tiere verlangten ihr Futter, die Felder wurden bestellt.

Ein paar Tage nach dem Einmarsch sahen wir, wie ein amerikanischer Jeep im Sturm auf unser Haus zubrauste, eine schwungvolle Kurve um den dicken Birnbaum drehte und stoppte. Drei Soldaten stiegen aus, einer zog die rechte Hand von der linken weg und führte sie zum Mund und redete von eggs. Dabei gackerte er wie ein Huhn, das vom Nest kommt. Klar, die wollten Eier!

VON KRIEG ZU KRIEG

DE SPANNUNGE LÖTT NOH

Dat wor jou nu, Guadd sie gedanket, giudd affgegangen!

Vie worent frouh, dat vie den Bunker nit meih bruchtent. Un kuart donoh drachtent vie alle Decken un Sitze wiër in et Huus. Vie faultent uns erlöüset. Lange Tied haa me jou met Angest an de Front, an den Inmarsch, gedacht. De dütsche Propaganda makete et schlimmer as et wor. Do koment nämlich keine Döübelen, dat worent e-iger Befreier.

An anderen Stiën, wou et tau Scheiteriggen koom, wor et gewiß ouk schlimmer. Ouk im Osten hent de Dütschen allerhand metgemaket, as de Front heraankoom. Viëlle Lüh worent alt in grouten Trecks geflüchtet, dobie woortent sei van Tieffliegern aangegriëppen, ouk Fährschiffe op der Ostsee hent se versenket, ander het dei strenge Winter ümmegebracht. Wann se in den Diörrepern odder op der Flucht van der Front ingeguallt woortent, goov et grout Leid, un mannegem hent se ohne Sinn un Zweck doutgeschuaten.

Viëlle Lüh muchtent grout Unglücke
ohne eigene Schuld diurrechmaken,
vie haant unverdeint einfach grout Glücke.

Manneger erinnerte siëck, dat dei Ölleren freuher gesacht haant: „Der Figgend ki-ümmet met Keißenblumen an der Kappe diurrech den Diek in et Duarrep.“ Nu wor jou Freuhjohr, un se koment tatsächlich diurrech den Diek, diurrech de Feller un nit iübbber de feste Stroote. Dei ollen Lüh vertalltent ouk, dat me viür dian Saldoten keine Angest hen müchte. Anders wör dat in späerer Tied, dann köm im Hiarrebest, wann de Haber op Wimpelen stünd, ne andere Gruppe. Dann süll me loupun un fiür drei Dah Brout metniammen. Se beschreibent ouk dei Tied, wann dat passeieren süll: Dann künn me de Miaker nit meih van den Jungen ungerscheïn, sei heent datselbe Tüch aane, dann frötent de Beamten den Staat op, dann wörte ständig blous vam Frieden gespruaken. Sou woorte dat bie uns im Grund vertallt.

NU WOR DER AMI DO

Jo, nu wor der Ami do. Vie spüertent nit viëll dovan, de Arrebet op me Huave ging widder, Diëre verlangetent iarre Fauer, de Feller woortent bestallt.

En paar Dah späer koom en Jeep im Sturm direkt op unse Huus losgefouhert un kurvete met Schwung ümme den dicken Biarenboum rümme. Drei Saldoten, Amis, steigent ut, fouherwiarreketent met der rechten Hand van der linken wech an den Mund un schwadronëiertent. Vie hoortent wat van eggs. Dobia kackelent se noch as en Huhn, wann et vam Neste kümmet. Un vie verstunntent, dat sei Eier sochtent.

VON KRIEG ZU KRIEG

Als wir einige herbeiholten, strahlten sie über das ganze Gesicht und deuteten an, wir sollten weitere bringen. So übergaben wir etwa ein Dutzend Eier, einige noch warm vom Nest. Sie wollten die Eier aber nicht requirieren, sie zogen runde Blechdosen hervor, drehten den Deckel ab und zeigten uns unter dem Stanniolpapier feine, dunkle Schokolade. Wohl drei Dosen wechselten den Besitzer. Es dauerte uns viel zu lange, bis sie abfuhrten. Wann hatten wir zuletzt Schokolade gesehen oder gegessen? Wir schnupperten an der Dose, probierten und klopfen uns auf den Bauch. Die Soldaten durften gern öfter kommen, aber wir sahen sie nicht wieder. Nach kurzer Zeit besuchten uns aber andere Amerikaner. Was sie eigentlich wollten, ist mir nicht mehr erinnerlich. Als sie ins Haus eintraten, öffneten sie die Tür zum ersten Zimmer.

An der anderen Seite des Raumes lag auf einer Couch der Vater unserer Frau aus Neuß und hielt seine Mittagsruhe. Herr Stapelmann war ein stattlicher Mann mit einer prallen Weste. Daran kam seine goldene Uhrenkette recht zur Geltung. Das fiel den Amerikanern auf. Einer verlangte die Kette mitsamt der Uhr, obwohl er bereits einige Armbanduhren hintereinander aufgereiht an den Armen vorwies.

Im Nachbarhause stand eine Plattenspieler, ein Grammophon oder Sprechapparat, wie wir früher sagten. Man musste das Laufwerk mit einer handlichen Kurbel aufziehen, dann funktionierte das Gerät. Die Amerikaner hatten damit gespielt und gesagt: „Germans good, Musik ohne Strom!“ Auch das Spielzeug musste zu den Soldaten. Besonders viel konnten sie aber bei uns im Dorfe nicht finden, darum wohl kamen sie auch nicht ein zweites Mal.

AUS DER BESATZUNGSZEIT

Für uns war der Krieg am 10. April zu Ende, vom offiziellen Schluss haben wir nicht viel bemerkt. Uns ging das direkt ja auch nichts mehr an. Wir sahen und hörten aber auch nichts mehr aus der großen Welt: Die Stromzufuhr war unterbrochen, das Radio lief nicht mehr, und die Zeitungen erreichten uns nicht.

So ganz freundschaftlich gestaltete sich der Umgang mit der Besatzungsmacht nun auch nicht. Dass sie eine Sperrstunde angesetzt hatten – man musste abends ab acht Uhr, nach ein paar Wochen ab zehn Uhr, bis zum Morgen um sechs Uhr im Hause bleiben – störte uns nicht sonderlich, das war ohnehin üblich. Und wenn der Vater in der Heuzeit schon um vier Uhr früh in die Wiese ging und Gras mähte, dann fragte er nicht nach der Sperre, es kontrollierte auch keiner. Mehr Sorge bereitete es, wenn in einem Hause ein Gewehr, ein Säbel oder eine alte Theaterpistole herumlagen. Wie man hörte, kam es sogar zu Prozessen, wenn Waffen gefunden wurden.

So vergrub ich ein liegengeliebenes Seitengewehr und eine Gasmaske hinter dem Schafstall unter einem Apfelbaum. Später konnte ich die Artikel nicht wiederfinden. Ähnlich erging es auch anderen in den Dörfern.

VON KRIEG ZU KRIEG

As vie en paar gualltent, strohlent sei iübbet et ganze Gesichte un wullent noch meih. Vie brachtent gewiß en Dutzend herbie, einzelne noch warem, direkt ut me Nest.

Sei wullent dei Eier abber nit requireieren, sei tougent runse Bliackdöisen hervüar, drehtent den Deckel aff, un zeigetent uns unger Stanniolpapier schöne, dunkele Schokolade. Et duerte uns viëll te lange, bit se wiër fouhertent. Wann haant vie et letzte Schokolade geseihn! Vie schnuppertent an der Döse, vie probeiertent un kloppetent uns op den Buuk. Dei Saldoten duurtent ruhig jeiden Dag kummen un Schokolade brengen, abber domet wor Schluss.

Noh kuarter Tied haant vie noch es Besuch van Amis. Wat sei eigentlich wullent, kann iëck nit meih siën. As sei in et Huus koment, keikent se in dei eiste Stuabe.

Der Düare giëgeniübbet lachte op ner Couch der Vatter van unser Fraue ut Neuß un heil sienen Mittagsschlop. Herr Stapelmann wor en stödiger Kerel met ner prallen Weste. Do drane koom siene goldene Uhrenkië sou richtig tau'r Geltunge. Dat feil ouk den Amis op. Ein Saldote verlangete dei Kië met der Uhre, ofschon sei alle alt en paar Armbanduhren hingerenein an den Aremen drachtent.

Im Nohbershuuse haant se nen Plattenspiëller gefungen, en Grammophon, as vie freuher sachtent. Me muchte dat Gerät met ner handlichen Kurebel regelmäßig opdrehen, dann klappete et ganz giudd. De Amis haant gesacht: „Germans gudd, Musik ohne Strom!“ Ouk dat Spiëlldingen wullent se nit stohn loten. Viëll kunnent se bie uns im Duarrepe nit fingen, diarrümme koment sei ouk nit wiër.

UT DER BESATZUNGSTIED

Bie uns wor der Krieg am 10. April te Enge, vam offiziellen Schluß hent vie nit meih viëll gemirreket. Uns ging dat direkt ouk nix aan. Vie soogent un hoortent nix ut der grouten Welt: Der Stroum wor affgeschaltet un de Tiedunge koom ouk nit meih.

Sou ganz Fründ wor me met der Besatzunge abber ouk nit. Dat se ne Sperrstunde aangesacht haant – me muchte obends van acht Uhr aan, noh en paar Wiaken aff tiëhne, bit muarrens ümme sesse in me Huuse blieben – , störte uns nit, dat deent vie sou. Un wann der Vatter in der Heutied ganz freuh in de Wiëse ging un Gras mähte, dann frohte hei nit donoh, et kontrollierte ouk keiner. Meih Angest kreigent de Lüh, wann se en Gewiahr, nen Säbel oder ne olle Theaterpistolle in me Huuse liën haant. Me hoorte, dat et tau'm Prozess koom, wann sou wat gefungen woorte. Sou vergrouv iëck en liëngebliëben Seitengewiahr un ne Gasmaske in me Piërrek biem Schoopesstalle unger nem Appelboume. Nohiar fung iëck dei Saken nit wiër. Sou ging dat manneggen Lühn.

VON KRIEG ZU KRIEG

Wir verwahrten im Hause auch noch eine Jagdbüchse. Vater hatte sie gebraucht, als er während des Krieges zum Hilfwildhüter bestimmt wurde. Damals richteten die Wildschweine in der Gemarkung große Schäden an. Sie suchten auf den Feldern nach Kartoffeln, auch wenn im Folgejahr schon Roggen auf dem Acker wuchs. Sie zogen kreuz und quer tiefe Gräben und verwühlten das junge Getreide. Sie waren aber schlau und kamen erst hervor, wenn der Schütze nach Hause gegangen war. Fleisch von den Schwarzkitteln jedenfalls haben wir nicht zu essen bekommen. Das Gewehr aber stand in einer Türverkleidung, sehr gegen den Willen der besorgten Mutter.

Ebenso ängstlich wurde sie, als eine Bestimmung herausgegeben wurde, alle untergestellten Güter aus Wehrmachtsbeständen seien zu melden und abzuliefern. In unserer Scheune stand damals ein fast neuer Personenwagen, und unter dem Heu lag ein Motorrad. Mutter mahnte so lange, bis Vater an der Amtsverwaltung Meldung machte. Schnell wurde alles abgeholt, man erzählte sich später, der Bürgermeister habe dies Auto dann jahrelang selbst gefahren.

Ein anderes Problem dieser Zeit waren die früheren Zwangsarbeiter, Menschen vornehmlich aus östlichen Ländern, die man im Krieg in deren Heimat aufgegriffen hatte, um sie in der deutschen Industrie und Landwirtschaft als billige Arbeitskräfte einzusetzen. Nun waren sie ihrer Wärter ledig und streunten durch die Orte, überfielen die Bauernhöfe, auf denen sie früher gearbeitet hatten. Sie rächten sich, wenn man sie ungerecht behandelt hatte. Einzelne Dörfer organisierten Wachen, besonders für die Nachtstunden. Bald hatte aber auch die Militärverwaltung ein wachsames Auge auf diese Gruppen, nur musste man sie jetzt mit Nahrung und Kleidung versorgen. So ist auch das Dokument im Iseringhausener Pfarrarchiv zu lesen: Am 18. August 1945 schrieb der von der Militärregierung eingesetzte Drolshagener Bürgermeister Josef Brüser an den Ortswart zu Iseringhausen: „Auf Anordnung der Militärregierung habe ich sofort eine große Anzahl von Männerkleidungsstücken (Mäntel, Anzüge, Unterhosen, Unterjacken, Oberhemden und Schuhe) zur Ablieferung zu bringen.“ Diese mussten kurzfristig in den Dörfern gesammelt werden für die früheren Fremdarbeiter. Der Pfarrvikar sollte den Brief im Gottesdienst verlesen.

Die Not der Fremden ist wohl einsichtig, aber Kleidung war bei den Einheimischen nach fünf Kriegsjahren gewiss auch Mangelware.

Weil die Versorgung der Bevölkerung nach dem Kriege noch schwieriger wurde als vorher, wurden die Bauern mit Abgabeverfügungen reichlich eingedeckt. Die Verwaltung wollte vor allem verhindern, dass die Bauern mehr Nahrungsmittel zurückhielten als ihnen zustanden. Darum veranstalteten sie regelmäßig Razzia ähnliche Hausdurchsuchungen.

VON KRIEG ZU KRIEG

In me Huuse haant vie ouk noch ne Jagdbösse. Dei haa der Papa gebrucht, as hei im Kriege Hilfswildhüter sin sull. Domols maketent de Wildschwiene in der Gemarkung viëll Schaden. Sei sochtent noh Tufelen, ouk noch, wann alt dat Johr dropp Koren op diam Felle woss. Sei weuhlent deipe Graben un maketent ne richtige Sauerei. Sei worent abber sou schlau un koment eüst, wann der Schütze gegangen wor. Fleiß vam Wildschwien hent vie kein te senne gekriën. Dat Gewiahr abber stund johrelang in ner Düarenverkleidunge, un de Mama wor jeidesmol in Suarre, wann et Huus durchsocht woorte.

Wann me siëck wat van der Wehrmacht aangeeignet haa, muchte me dat melden. In unser Schüere stund en bolle nigger Persounenwagen un unger me Heu lachte en Motorraad. Dei Saken worent biem Huuse stohngeblieben. Der Papa stallte siëck stur un wull dei Brocken festhollen, de Mama abber prickelte sou lange, bit hei dat Fouherwiarrek am Amte meldete. Schwind gualtent se alles aff, et woorte vertallt, der Büregermester hä dat Autou dann johrelang gefouhert.

En ander Probleim in diër Tied worent dei freuheren Zwangsarbeiter, Lüh, dei me im Kriege in iarrer Heimet opgegräppen haa un in der dütschen Industrie un Landwirtschaft ase billige Arrebetskräfte ingesatt haa. Gliëk noh me Kriege hant dei verschliëpeten Männer un Frauen siëk op Buerenhüaven sellebes guallt, wat se hen wullent.

Weil sei nu keinen Heeren meih haant, streunten sei dürrich de Giëgend un iüberfeilent Buerenhüave, wou sei freuhr in Arrebet worent. Sei rächetent siëck, wann me se domols schlecht behandelt haa. In einzelnen Dörrepern stallte me Wachen op, ouk in der Nacht.

Bolle abber haa de Militärregeierunge en wachsam Ouge op diëse Lüh, blous jetz muchte me sei met Iaten un Kleidunge versuarren. Sou is ouk dat Dokument ut dem Archiv bie der Kiarreke in Iëserkussen te liasen. Am 18. August 1945 schreiv dei van der Militärregeierunge ingesatte Büregermester Josef Brüser in Drauzen an den Ortswart van Iëserkussen: „Auf Anordnung der Militärregierung habe ich sofort eine große Anzahl von Männerkleidungsstücken (Mäntel, Anzüge, Unterhosen, Unterjacken, Oberhemden und Schuhe) zur Ablieferung zu bringen.“ Dei Saken sullent in den Dörrepern gesammelt weren.

Se muchtent dann an dei viëllen in Lagern gehollenen utländischen Männer gegia-ben weren. Der Vikar sull dian Breif in der Misse vüarliasen. Dei Nout van dian Frümmeden is wall inteseihn, abber an Kleidunge haant dei Inheimischen noh fiev Kriegsjohren doch ouk nix meih.

As me dei Inwanner noh me Kriege sou schlecht versuarren kunn, wull de Verwaltunge bie den Bueren rutguallen wat miüglick wor. Dei sullent nit meih an Liabens-mitteln retour hollen, as ian taustunnet. Sou stüürmetent se in de Hüave un diur-richsochtent alle Inken.

VON KRIEG ZU KRIEG

Zuständig war eine Kommission mit Sitz in Unna. Wenn die Parole eilig durchs Dorf von Haus zu Haus weitergegeben wurde: „Unna kommt!“ dann versuchten die Familien überzählige Würste oder den Kornvorrat und selbstbereitete Butter schnellstens zu verstecken.

Wenn es nicht gelang, waren Bußgelder fällig.

GEFÄHRLICHE KINDERSPIELE

Gleich nach dem Kriege musste man Acht geben, dass man nicht mit Pulver und Munition auffiel. Dabei lagen in den abgestellten Lastern und Panzern in den Wäldern Unmengen derartiger Dinge. Das kam dem Entdeckerdrang der Jugendlichen sehr entgegen. Viele hatten die Taschen voller Karabinermunition. Sie steckten die Spitzen auf den Hülsen in ein enges Rohr und bogen die Patrone hin und her, bis der Kugelkopf abfiel. Das nun freie Pulver schüttete man auf die Erde oder sammelte es in einer Büchse. Die Patrone mit dem unbenutzten Zündplättchen unter dem Boden konnte man gut gebrauchen. Josef spannte sie in ein Karabinerschloss und ließ den Dorn auf das Plättchen sausen.

Andere klopfen sie von oben in einen Weidepfahl, hielten einen Nagel auf den Zünder und schlugen mit einem Hammer zu. Das knallte gut und schallte von den Bergen zurück. Die Mütter schimpften, weil sie fürchteten, die Besatzer könnten kommen und uns mitnehmen.

Einmal hatten ältere Burschen ein Streichholz angezündet und es in ein großes leeres Benzinfaß geworfen. Der Boden flog aus dem starken Eisenbehälter, und es gab einen Knall, den man gewiss in Drolshagen hören konnte. Gleich darauf sah man die Jungen für Stunden nicht mehr, mit so einem Schlag hatten sie wohl nicht gerechnet.

Ein anderer junger Mann hatte einen reichen Vorrat an Leuchtspurmunition unter Kremers Holunderbusch angelegt. Da lagen wohl fünfzig Patronen. Herbert kratzte die langen Röhrchen an der oberen Seite auf und ließ das Farbpulver auslaufen. Das brannte hell strahlend und in vielen Farben. Das Zündplättchen brachte er danach zur Explosion. Eines Nachmittags wollte er schneller arbeiten und spannte eine Patrone in den Schraubstock, der in unserem Backhause stand. Er hantierte dann mit Hammer und Meißel, und ich saß etwas abseits und schaute zu.

Plötzlich spritzte Feuer nach allen Seiten, es knallte, dass es uns noch lange in den Ohren klang und Herbert schrie: „Mama, Mama! Mein Finger!“ Der linke kleine Finger hing nur noch an einem Hautläppchen. Er eilte nach Hause und gleich darauf fuhr ihn jemand mit dem Motorrad ins Drolshagener Krankenhaus. Seitdem hatte er nur noch neun Finger.

Zwei kleine Splitter trafen meine Hände, Die Wunden bluteten stark, aber es war noch einmal gut ausgegangen. Die restlichen Patronen holten sodann Polizisten ab.

VON KRIEG ZU KRIEG

In den eisten Johren noh me Kriege muchte me ständig domet riacken. Tauständig wor ne Kommissioun, dei in Unna iarren Sitz ha. Wann et hette: „Unna kiümmet!“ ging dei Meldunge flott van Huus tau Huus, dann wor dat ganze Duarrep in Oprengunge. Me wull verstoppete Wöüste un Schinken odder nit gemeldete Korensäcke un sellebesgemakete Biutter fingen.

Wann me opfeil, muchtent saftige Bußgelder betahlt weren.

GEFÄHRLICHE KINGERSPIELLE

Direkt noh me Kriege muchte me siëck in achte niammen, dat me nit met Patrounen un Pullever erwischet woorte. Dobie lachte souwatt iüßberall rümme. Karabinermunitioun sooch me houpewiese in den affgestallten Lastern un Panzern. Dat wor sou en gefungen Friaten fiür dei jungen Burschen. Vie stoppetent dei Spitzen van den Kugelen in en enge Röüher un knippetent dei Patroune, bit der Kopp affeil. Dat Pullever schutte me op de Eere odder sammelte et in ner Bösse. Jetz haa me de Hülse met nem frischen Zündplättiën ungen drunger. Dat kunn me echt bruken. Der Josef spannte de Hülsen in en Schluat vam Karabiner un leit dian Dooren op dat Plättiën susen.

Vie anderen kloppetent dei Patroune van uaben in nen Weiepohl, heilent nen Naal op den Zünder un schlaugent met nem Hamer tau. Dat knallte un schallte van den Biarren retour. Dei Mütter schanntent, weil sei meintent, der Ami köm un nöhm uns met.

Einmol haant dei ölleren Jungen en Spöntiën angestriëcken un in en liëch Benzinafaat geschmiëtten. Der Buam flouch ut diam 200-Liter-Faate, un et goov en Rums, dian me bestimmt in Drauzen hören kunn. Gliek dropp sooch me dei Burschen nit meih, met sou nem Knall haant dei selebes nit geriacket.

En anderer haa ne richtige Muëke unger Kremers Holunderbusch. Do lachtent gewiß fufzig Leuchtspur-Patrounen. Hei kratzete dei langen Röühertiër uaben op un leit dat Miahrl rutloupn. Dat brannte giudd un lüchtete in viëllen Farreben. Dat Zündplättiën makete ouk en aregen Knall. Einmol duerte iamme dat Opfummelen te lange, sou ging hei met mie bie den Schruvstock in unsem Backhause. Do bearrebete hei dat Röühertiën met Hamer un Meißel, un iëck poss em op.

Do sprüztete Füer noh allen Sieten, et knallte, dat et uns lange in den Ohren sung, un der Herbert schreiete: „Mama, Mama! Mien Finger!“ Dei linke kleine Finger hing blous an nem Huutlappen. En Ougenblick dropp foherte ian eüner met me Motouerrah noh Drauzen in et Krankenhaus. Siet diamme haa hei blous noch niëggen Finger.

Tweï kleine Splitter haant siëck en Wiach op miene Hänge gesocht. Et blauete as biem gestuakenen Schwien, abber süß ging et noch es giudd. Dei restlichen Patrounen guallte de Polizei aff.

VON KRIEG ZU KRIEG

Die Kinder und Jugendlichen nahmen alles in Augenschein, was mit Militär zu tun hatte. Wir fassten alles an, die Gefahren kannten wir nicht, die Spiele gingen aber zum Glück meist ohne Unfall aus.

Das zeigen auch die folgenden Geschichten:

Ein anderer Herbert und der Reinhold hatten auf dem Blockhause Pulver gefunden, das sah aus wie lange - aber graue - Nudeln, auch innen hohl. Um ihr Spiel vor älteren Dorfbewohnern zu verbergen, trugen sie das Pulver in Zanders Unterstand im „Hohlen Wege“, wohl zehn Kinder folgten ihnen. Mitten in dem Gang zündeten sie die Nudeln an. Die Flammen schlugen hoch bis an die Decke, wir befanden uns im hinteren Abschnitt und konnten nicht an die frische Luft. Wir standen Ängste aus! Zum Glück brannte das Pulver schnell aus.

Als der Herbst kam, also etwa ein halbes Jahr nach dem Einmarsch der fremden Truppen, hüteten meine Schwester und ich unsere Kühe in den Wiesen an der alten Wassermühle. Am Wege unter hohen Haselnussbüschen stand noch eine ganze Reihe von Panzerspähwagen und Lastern. Die Ausrüstung lag im weiten Kreise umher verstreut. Meine Schwester fand eine graue, runde Dose, wohl 25 Zentimeter in der Mittellinie, aus stabilem Eisen mit einem soliden Klappgriff an der Seite.

Die Dose hatte an der oberen Seite einen zweiten Deckel wie man ihn von einer Personenwaage kennt. Meine Schwester aber meinte sie habe ein Waffeisen gefunden und trug das Gerät einige Zeit mit sich herum. Zum Glück verlor sie dann die Lust an dieser Mordwaffe.

In unserem Schuppen hinter dem Wohnhause stand lange Zeit ein Panzerspähwagen. Wir – wieder meine Schwester mit mir – saßen oftmals darin und zogen den Anlasser. Der Wagen machte jedes Mal einen Satz nach vorn und auch wieder zurück, wenn wir den entsprechenden Gang einlegten.

Am Wege nach Husten, „Am grünen Heid“, stand ein richtig großer Panzer. Auch den haben wir ausprobiert. Es ließ sich nur noch der Turm mit dem Geschützrohr drehen. Das ging erstaunlich schnell, wenn man den richtigen Hebel zog.

ARME ZEITEN!

Aus einem Auto hatte mein Bruder eine große Batterie ausgebaut, dazu auch den Scheinwerfer. In der Küche wurde es nun wieder hell, strahlender als früher mit der Glühbirne von 25 Watt. Nur, die Herrlichkeit hielt nicht lange an, bald standen wir abends wieder im Dunklen. Jetzt kamen die Petroleumlampen von früher wieder zu Ehren und nebelten das Zimmer ein. Bald darauf hatte mein Bruder eine Karbidlampe erstanden. In dem Gehäuse gab es am Boden eine Kammer für Karbid.

Dieser Stoff sah aus wie graue Kalkstücke und wurde damals bei Schweißarbeiten gebraucht. Über der erwähnten Kammer befand sich ein kleiner Wassertank. Wenn daraus einige Tropfen auf das Karbid liefen, entwickelte sich ein Gas.

VON KRIEG ZU KRIEG

Vie gingent jou an alles dran, wat met Militär te daun haa, dobie worent vie sou dumm as de Ossen, haant abber gewiß en giudden Schutzengel.

Dat süht me ouk an der kummenden Geschichte:

Der andere Herbert un der Reinhold haant Pullever op me Blockhuuse gegualt, dat sooch sou ut, as lange, griese Nudelen, ouk innen huahl. Weil Öllere dat nit seihn duurtent, gingent sei in Zanders Ungerstand in me Huahlen Wiah, bolle en Dutzend Blahn leipent met. Do maketent sei midden im Gange en Fier met diam Pullever. Dei Flammen schlaugent bit an de Decke, un vie stunnent do hinger un kunnent nit an de Luft. Taum Glücke brannten dei Nudelen flott ut. Uns wor et abber arech mulmig gewoort!

As der Hiarrebest koom, alsou en hallev Johr noh me Inmarsch van den Amerikanern, hottent miene öllere Süster un iëck de Käuh in den Wiësen bie der Müülle. Am Wiah unger Nuetebüschen stund noch ne ganze Riggel van Panzerspähwagen un Lastern. Utrüstunge lachte drümme rümme verstreuet. Miene Süster fung ne runse Döise, ungefähr fieventwintig Zentimeiter breit in der Midde, ut stabilem Iësen un nem Klappgriëpp an einer Siete. Uaben droppe lachte noch en twetter Deckel as bie ner Persounenwooh. Miene Süster pock dat Dingen an me Griëppe un meinte, sei hä en nigge Waffeliësen. Taum Glücke verlousent vie flott de Lust an diam Mordsdingen.

In unsem Schoppen hinger me Huuse stund lange nohiar noch en Panzerspähwagen. Vie – wiër miene Süster un iëck – sootent mannechmol do drinne un tougent an dem Anlasser. Dei Wagen makete en Satz noh vüar un ouk noh hingen, wann vie den Gang anders inlachtent.

Am Wiah noh Husten, am Greunen Heid, stund en richtig grouter Panzer. Ouk dian hent vie utprobeiert. Et leip nix meih, blous der Toueren met dem Geschützröüher drehte siëck recht flott, wann me den richtigen Hebel düggete.

AREME TIED

Ut einem Auto haa mien Brauer ne groute Batterie utgebugget un ouk den Scheinwerfer. In der Kúeke woorte et nu wiër hell, heller noch ase freuher bie der fieventwintiger Glühbiare. Blous, dei Herrlichkeit heil nit lange aan, bolle stunnent vie obends wiër in me Düsteren. Nu koment op-es wiër de ollen Petroleumlampen tau Ehren un schwalleketent de Bude viull. Nit lange donoh brachte ein Brauer ne Karbidlampe met. Ungen in dem Gehüse goffte et ne Kammer fiür Karbid.

Dat Material sooch ut ase griese Kallekstücke un woorte normal fiür en Schweitapparat gebrucht. Uaben an der Lampe schutte me Water in nen kleinen Tank. Wann dovan en paar Trüppelen op dat Karbid leipent, goov et en Gas.

VON KRIEG ZU KRIEG

Das strömte durch eine feine Düse nach oben und erzeugte eine helle Flamme, wenn es entzündet wurde. Die Lampe brauchte dauernde Pflege, immer wieder verstopfte sich die Düse. Zudem roch man das Gas sehr stark im ganzen Hause. So musste man sich überall behelfen, weil man nichts kaufen konnte, keine Seife, keinen Zucker und auch keine Stoffe. Wer in der Zeit keinen Garten hatte, keine Felder und kein Vieh im Stall, der musste oftmals hungern. Aus den Städten fuhren die Menschen in überfüllten Zügen heran und strömten in die Dörfer. Schon allein der Umstand, dass sie vom Bahnhof mehr als eine Stunde zu Fuß gingen und bei uns nach einem Ei oder Kartoffeln fragten, lässt die große Not erkennen, die sie antrieb. Sie freuten sich, wenn sie drei Kartoffeln und eine Speckschwarte mitnehmen konnten. Hinter unserer Haustür stand lange Zeit ein Korb mit Kartoffeln, so mussten wir nicht ständig in den Keller laufen, wenn „Hamsterer“ kamen. Wenn diese wieder nach Hause fuhren, gerieten sie oftmals in Kontrollen. Hamstern war verboten, und die zusammengebettelten Teile nahm man ihnen dann auch noch ab. Da gab es rechte Aufstände an den Bahnhöfen.

FLÜCHTLINGE UND VERTRIEBENE

Als ob in unserer Region die Versorgung und Unterkunft der bombengeschädigten Menschen aus den nahen Großstädten noch nicht schwierig genug gewesen wäre, hatten wir ein weiteres Problem zu bestehen. Aus den deutschen Ostgebieten von Breslau bis Königsberg kamen mehr als zehn Millionen Menschen nach Mittel- und Westdeutschland. Eine große Gruppe stellten die Flüchtlinge dar. Sie waren vor der heranrückenden Front unter schwierigsten Bedingungen geflohen. Eine andere bedeutende Gruppe setzte sich zusammen aus Menschen, die bald nach dem Kriege aus ihren angestammten Heimatorten vertrieben wurden.

Den hiesigen Verwaltungen oblag es, Unterkünfte für sie bereit zu stellen. Nun wurden wiederum Zimmer zwangsweise belegt. Auch unser Wohnzimmer, in dem früher die Soldaten kampiert und danach die Städter gewohnt hatten, wurde einer Frau mit mehreren Kindern eine erste Bleibe. Diese Menschen kamen nach wochenlanger Waggonfahrt mit weniger als nichts in eine fremde Umgebung und wurden nicht gerade mit offenen Armen aufgenommen. Aber ihre Not konnte uns nicht ungerührt lassen.

Viele zugezogene Frauen, deren Männer im Krieg umgekommen waren, haben damals ideenreich mit unermüdlichem Eifer für den Unterhalt ihrer Kinder gesorgt: Sie hielten Kaninchen, Gänse und Hühner, sie bearbeiteten ein Gartengrundstück, sie suchten die abgebrochenen Ähren aus den Stoppeln und die vergessenen Kartoffeln vom Acker nach dem letzten Eggen.

Aus den Laubwäldern trugen sie Beeren, Nüsse und Bucheckern herbei, sie suchten Pilze, an die sich die Bauernkinder nicht herantrauten.

VON KRIEG ZU KRIEG

Dat ströumete diurrech ne feine Düse noh uaben. Et goffte ne helle Flamme, wann me en Spöntiën dranheil. Dei Lampe muchte me abber regelmäßig nohseihn, süß wor de Düse verstoppet. Taudiamme rouk me dat Karbidgas diurrech et ganze Huus.

Sou muchte me siëck bie allem behellepen, weil et nix te koupén goov, keine Seipe, keinen Zucker un kein Tüch. Wei do keinen Garen haa, keine Feller un kein Veih im Stalle, dei koom an't Hungeren. Ut den Stian ströumetent de Lüh in iüüberfüllten Zügen op de Diörreper. Wou grout dei Nout wor, süht me, wann me bedenket, dat sei meih as ne Stunde Wiag vam Bahnhuave bit noh uns op siëck nohment. Sei freuetent siëck, wann se drei Tufelen un ne Speckschware metniammen kunnent. Bie uns stund meistens en Kuarrev met Tufelen hinger der Huusdüare; sou bruchte me nit ständig in den Keller te loupén. Nu kunn et sin, dat dei Stiar, wann se heimekoment, diurrech ne Kontrolle muchtent. Hamstern wor verbuan, un dei gebiaddelten Saaken nohm me dian Iarremesten ouk noch aff. Do goov et alt-es en richtigen Opstand am Bahnhuave.

FLÜCHTLINGE UN VERDRIËBENE

In unser Giëgend muchtent Lüh un Verwaltungen met viëllerlei Nout feierig weren, et muchtent jou ouk dei Lüh ut den Stiahn versuarret weren, dei me op et Land geschicket haa. Jetz abber goov et nigge Suarren: Ut den dütschen Ostgebieten van Breslau bit Königsberg kooment iüüber tiëhn Milliounen Menschen noh Mittel- un Westdütschland. Einmol worent dat Flüchtlinge, dei weggeloupen worent, as de Front van Osten hiar an sei heraan koom, einmol abber Lüh, dei me bolle noh me Kriege ut iarren Diörrepern un Stiahn ohne Erbarmen verdriëben haa.

Jetz muchtent dei Verwaltungen Platz fiür diëse Lüh seuken. Jetz woortent Frauen, öllere Männer un Kinger in de Wannestuaben ingewiesen, wou freuher de Saldoten kampeiert un donoh de Bombengeschädigten gewannt haant.

Diëse Lüh kooment noh langen Wiaken Openthalt in Veihwagen un Nouthütten met wiënniger ase nix in ne frümmede Giëgend un woortent nit gerade met uapenen Aremen opgenuamen. Abber iarre Nout kunn einen nit kalt loten.

Gerade Frauen, dei ohne Männer do stunnent – dei worent im Kriege ümme gekommen odder noch in Gefangenschaft – hent domols alles versocht un keine Arrebet geschügget, domet se dei Blahn saat brachtent. Sei schaffetent siëck Kanintiër aan odder Göüse un Hauhnder, bearrebetent en Stücke Garen, sei loosent de Korenahren vam Felle un ouk de kleinen Tufelen noh me letzten Iën.

Ut den Biarren drachtent sei Himperten, Schwapperten herbie un im Hiarrebest Nüete van den Hiaselendrüsten un den houhgen Bauken. Sei sochtent ouk Pilze, dei de Buerenblahn nit aanpockent.

VON KRIEG ZU KRIEG

Zwar haben auch wir Körbe voll riesiger Steinpilze gesammelt, aber nur für den Verkauf an den Händler.

Zum Heizen holten sich die Vertriebenen mit kleinen Handwagen die in Fichtenwäldern liegende Ast-Rippen und Zapfen der Vorjahre. Sie nahmen auch das kleinste halbwegs brauchbare Stückchen Holz mit. Wenn die Einheimischen sahen, wie sich „Oma und Opa“ beim Herankarren des Brennmaterials abmühten, fühlten sie sich recht betroffen und beschämt. Die Vertriebenen wollten aber auch ihre Eigenständigkeit wahren und wohl niemandem unnötig zur Last fallen.

Viele von ihnen hatte diese Notzeit so geprägt, dass sie auch 15 Jahre später, als es ihnen finanziell besser erging und manche in einem eigenen Hause wohnten, die Heizung nicht nutzten und sich, in dicke Decken gehüllt, ins Wohnzimmer setzten. Statt der elektrischen Beleuchtung brannten sie Kerzen ab, von einem weiß ich, dass er das Wasser zum Spülen der Toilette aus dem Bach herbeiholte, dann aber den im Grundpreis bereits eingerechneten Mindestverbrauch nicht erreichte.

Ihre Einstellung war uns jedoch nicht ganz fremd, sie deckte sich mit dem Verhalten vieler unserer Vorfahren noch in der Zeit zwischen den Kriegen.

SCHULSPEISUNG UND CARE-PAKETE



In dieser Notzeit nach dem Kriege kam Hilfe für die Hunger leidenden Kinder in den Schulen: Es gab eine Schulspeisung. So konnten wir uns etwa am Olper Städtischen Gymnasium während der großen Pause im Vorraum zur Aula eine Suppe holen. Dazu brachten wir ein Gefäß und einen Löffel von zu Hause mit. Der Hausmeister teilte jedem eine große Kelle voll Milchreis mit vielen Rosinen aus. Darüber streute ein Helfer einen Esslöffel voll Zimt und Zucker.

An andern Tagen gab es etwa eine Erbswurst-Suppe, hin und wieder auch einmal Kartoffeln mit Gulasch. Einmal im Monat konnten wir uns einen Schokoladenriegel abholen. Die Schulspeisung wurde von amerikanischen Wohltätigkeitsvereinen gespendet. Diese großzügige Hilfe für Kinder in einem Land, das so viel Elend über die ganze Welt gebracht hatte, sollte nicht vergessen

werden! Viele Schüler, besonders aus dem Stadtbereich, hatten diese Hilfe dringend nötig, aber auch für die Landkinder bedeutete es eine erfreuliche Abwechslung auf dem Speisezettel.

VON KRIEG ZU KRIEG

Dei Hiesigen hent wall ouk Steinpilze gesocht, abber se dann an den Hängeler verkofft.

Fiür den Kückenherd gualltent siëck dei Verdriëbenen met kleinen Handwagen de Dennentoppe un de Wuppen vam letzten Johre un ouk de ollen Stuken. Sei nohment dat klennste Stückeltiën Holt met.

Wann de Hiesigen soogent, wou siëck „Houma un Houpa“ met dian Holtkaren plohtent, fauhtent sei siëck recht betruapen un keikent verschiammet noh der Siette. Dei taugetuanen Lüh wullent abber ouk selbstständig blieden un ut Stolz wall ouk nit geren biaddelen.

Dei Lüh worent diurrech dei Nouttied sou ingestallt – ouk fieftiëhn Johre späer, as sei et nit meih sou nöidig haant un mannege im eigenen Huuse wannent – , dat sei dann ouk de Heizung utleitent un siëck met ner dicken Decke in de Wannestuabe sattent. Sei maketent de elektrischen Lampen nit aan un behullepent siëck met ner Keerze. Van einem Manne weit iëck, dei guallte siëck et Speulwater fiür den Klo ut der Flaut, hei verbruchte dann abber im Huushalt nit sou viëll Water, as hei alt im Grundpriese metbetahlt haa.

Iarre Liabensart wor uns abber nit ganz sou frümmede, genau so spartent ouk viëlle van den hiesigen ölleren Lühh noch in der Tied tüsser den beien Kriegen.

SCHAULSPEISUNGE UN CARE-PAKEÏTE

In diër Nouttied koom fiür dei hungrigen Kinger in den Schaulen ne groute Hüllepe: Et goov ne Schaulspeisunge.

Sou kunn me siëck ouk im Olper Städtischen Gymnasium in der grouten Pouse in diam Ruum viür der Aula ne Supp guallen. En Pöttiën un nen Liëppel brachtent vie uns van te Heime met. Der Huusmester goov jeidem ne groute Schöppe viull Riesbrie met Rosinen ut. En anderer streuete nen Liëppel viull Zimmet un Zucker dodriübbber. An mem anderen Dah kreig me ne Supp ut gemahlenen Iareften, vlichts ouk es Tufelen met Gulasch. Eimol im Monat kunnent vie uns noch nen Schokoladen-Riegel metniammen.

Dat Iaten haant amerikanische Wohltätigkeitsvereine spendeiert. Diëse wiethartige Spende fiür de Blahn in nem Lande, dat sou viëll Elend iübbber de ganze Welt gebracht ha, süll me nit vergiaten! Viëlle Schäulers, viür allem in den Stian, haant dei Hüllepe richtig nöidig. Un dei Kinger vam Duarrepe freuetent siëck iübbber dei Affwesselunge im Iatenplan.

Tau diam Photou: Metschäulers un der Klassenlehrer Helmut Koralles op dem Schaulhuave 1948 biem Olper Gymnasium.

Me süht, dat sei ne Sonderratioun giudd bruuken kunnent. Der Achim höllt dat Schötteltiën fiür de Schaulspeisunge in der Hand.

SCHWARZMARKT

Es gab auch viele Menschen, die sich in dieser Notzeit bereicherten. Sie handelten mit allem und jedem auf dem Schwarzmarkt in dunklen Seitenstraßen der größeren Städte. Geld wurde hier meist nicht angenommen, für Zigaretten und Lebensmittel konnte man alles bekommen, was in den Geschäften nicht mehr angeboten wurde. Sehr begehrt waren Fleisch und Butter. Wenn ein Bauer eine neue Kuhkette, einen Pflug oder Bleche für das Schuppendach benötigte, musste er Produkte einsetzen, die er vor der Kommission aus Unna etwa verheimlichen konnte.

In dieser Hinsicht besserte es sich, als 1948 die Deutsche Mark eingeführt wurde. Da lagen über Nacht all die lange vermissten Gegenstände in den Regalen, und das Wirtschaftswunder begann. Wer vorher Ware gehortet hatte, konnte sie jetzt schnell für gutes Geld absetzen und wurde reich dabei.

DAS SCHICKSAL

DER GEFANGENEN UND VERMISSTEN

Ausgeschlossen aber vom Aufschwung waren die Kriegsgefangenen, die immer noch nicht alle in die Heimat durften, Menschen, die jahrelang wie Sklaven gehalten wurden. Das Ausmaß der Not schildert ein „Aufruf des Erzbischofs zum Gebet für die noch nicht heimgekehrten Soldaten und verschleppten Zivilpersonen.“ (vom Liboritage 1950):

„1,4 Millionen Vermisste ergab die im Frühjahr durchgeführte amtliche Registrierung im Bundesgebiet.

Davon sind 1 148 000 Wehrmachtsangehörige, 189 700 Zivilpersonen und 68 500 nachweislich noch im Ausland befindliche Straf- und Untersuchungsgefangene.

In der Gesamtzahl sind über 75 000 vermisste Frauen enthalten.

So die nüchterne amtliche Feststellung!¹ ...

Auch nach dem Ende des Krieges warteten viele auf ein Lebenszeichen ihrer Lieben, weil diese in Gefangenschaft lebten oder aus anderem Grunde die Post nicht befördert wurde. Diese seelische Not war bedeutend, aber allgemein. Sie belastete die Menschen mehr als leere Kaufhäuser und magere Kost.

Manche sorgten sich um Angehörige in der Kriegsgefangenschaft, um die Männer, die in den Kohlengruben Sibiriens Frondienste leisten mussten, bis sie starben oder, wenn sie Glück hatten, bis auf die Knochen abgemagert, mit achtzig Pfund Körpergewicht nach mehreren Jahren in die Heimat entlassen wurden.

¹ Kirchl. Amtsblatt Paderborn, 1950, Nr. 210.

VON KRIEG ZU KRIEG

OP ME SCHWARTEN MARKT

Et goov ouk viëlle Lüü, dei in diër Nouttied rieke woortent. Sei handeltent met allem un jeidem op me Schwarzmarkt in düsteren Stroteninken in grötteren Stian. Met Geld kunn me nit viëll aanfangen, dann eiger met Zigaretten. Dofür kunn me alles krien, wat in den Geschäften nit meih aangebuan woorte.

Genausou gesocht worent Fleiß un Biutter. Wann ein Buere eine Kauhkië, nen Plaug odder Bliack für et Schoppendaak bruchte, dann muchte hei Saaken insetten, dei hei viür der Kommissioun ut Unna verstoppet haa.

Biatter woorte dat alles, as 1948 de Deutsche Mark dei ut dem Wert gegangene Reichsmark afflöüsete. Do lachtent de Regale iübbber Nacht wiër viull, un dat Wirtschaftswunder fing aan. Wei viürhiar Ware gehortet haa, kunn se jetz flott für giudd Geld affsetten un woorte rieke dobie.

DAT LOUS

VAN GEFANGENEN UN VERMISSETEN

Utgeschluaten vam Opschwung worent dei Gefangenen, dei noch luter nit alle noh Heime kunnent, dei johrelang ase Sklaven arreben muchtent.

Wou viëlle dat betroop, zeiget en Woort vam Erzbischof: „Aufruf des Erzbischofs zum Gebet für die noch nicht heimgekehrten Soldaten und verschleppten Zivilpersonen.“ (vom Liboritage 1950):

„1,4 Millionen Vermisserte ergab die im Frühjahr durchgeführte amtliche Registrierung im Bundesgebiet. Davon sind 1 148 000 Wehrmichtsangehörige, 189 700 Zivilpersonen und 68 500 nachweislich noch im Ausland befindliche Straf- und Untersuchungsgefangene. In der Gesamtzahl sind über 75 000 vermisserte Frauen enthalten. So die nüchterne amtliche Feststellung!“...

Taum Enge vam Kriege worent viëlle ohne en Liabensteichen van den Saldoten, weil dei in Gefangenschaft gerohn worent odder de Post nit diurrechging. Diëse seilische Nout wor grout un allgemein, dei wor schlimmer ase liëge Kouphüüser un schlecht Iaten.

Mannege suarretent siëck ümme dei Aangehörigen in der Kriegsgefangenschaft, ümme de Männer, dei ase Sklaven in den Kuahlengrauben wiet hingen in Sibirien aangedriëben woortent, bit se stiurrebent odder, wann se Glücke haant, achtzig Pund schwor, bit op de Knuaken affgemagert, noh viëllen Johren heimgeschicket woortent.

VON KRIEG ZU KRIEG

Manche Frau suchte sich Gewissheit über den Verbleib ihres Jungen oder ihres Mannes, sie fragten nach beim Roten Kreuz, das einen Suchdienst eingerichtet hatte. Suchmeldungen wurden gewiss noch zehn Jahre nach dem Krieg jeden Nachmittag eine halbe Stunde lang durch das Radio bekannt gegeben.

Viele, die durch diese Aktion keine Auskunft bekommen hatten, versuchten es bei einer Wahrsagerin. Diese erzählte dann vielleicht: „Ich sehe ihn in einem Stall bei Pferden“ oder andere Geschichten. Kartenleger konnten auch niemanden ins Leben zurückrufen, sie machten nur falsche Hoffnungen. Sie erzählten das, was die Menschen hören wollten.

Mancher Bauer weigerte sich daraufhin, den Hof an seine Tochter zu übertragen, weil er wünschte, der Sohn, der Stammhalter, komme doch noch zurück.

Peter Reuber aus Iseringhausen kam am 5. Juni 1949 als letzter im hiesigen Raum aus der Gefangenschaft zurück. Der Gesangsverein brachte ihm einen Willkommensgruß.

Die letzten zehntausend Soldaten schickte die sowjetische Regierung schließlich 1955 nach Hause, zehn Jahre nach dem Ende des unseligen Krieges.



AM GRABE DES KAMERADEN

VON KRIEG ZU KRIEG

Mannege sochtent Gewißheit iüber iarre Jungen un Männer, sei sochtent Hüllepe biem Rouen Krüze, dat nen Suchdienst ingerichtet haa. Suchmeldungen koment gewiß noch tiëhn Johre noh me Kriege jeiden Nohmiddag ne hallebe Stunde lang diurrech et Radio.

Manneger, dei biem Rouen Krüze keine Utkunft kreig, versochte et es bie ner Wahrsagerin. Sei kunn ouk keinen lebendig maken, blous falsche Huapenungen wecken. Dei vertallte, wat dei Lüü wall hören wullent.

Mannech einer wiahrte siëck dorophiën, den Huav siener Dochter te iübberschrieben, wiel dat hei meinte, der Junge, der Stammhalter, köm doch noch heime.

Peter Reuber (Stracken) ut Iëserkusen koom am 5. Juni 1949 ase letzter in unser Giëgend ut der Gefangenschaft retour. De Männer vam Gesangverein brachtent iamme en Ständchen tau der Begrüßunge.

De letzten Tiëhdousend schickete de sowjetische Regeierunge eist 1955 noh Dütschland terügge, tiëhn Johre noh me Enge vam unseiligen Kriege.

VON KRIEG ZU KRIEG



VON KRIEG ZU KRIEG

INHALT

VON KRIEG ZU KRIEG	07
VOM 1. WELTKRIEG	08
Kriegswirren	10
Die Inflation	12
Aufrüstung und Parteiaktionen	14
Die Partei regierte überall hinein	20
Planwirtschaft und Sammlungen	26
Musterung und Wehrpflicht	26
Polizeistaat	28
VOM 2. WELTKRIEG	30
Informationen und Propaganda	32
Einquartierung	34
Gefallene und Vermisste	38
Und Friede auf Erden	38
Fliegeralarm und Evakuierte	40
Der Krieg kommt näher	42
Buchhagener Häuser brennen ab	48
Angriff auf einen Zug am Olper Bahnhof	50
Ein Lightning über Iseringhausen	52
Die Front kommt näher	52
Vor dem Einmarsch	56
Die Amerikaner kommen	60
Nun ist der Amerikaner hier	62
Aus der Besatzungszeit	64
Gefährliche Kinderspiele	68
Arme Zeiten	70
Flüchtlinge und Vertriebene	72
Schulspeisung und CARE-Pakete	74
Auf dem Schwarzen Markt	76
Das Los der Gefangenen und Vermissten	76